PALAESTRA VITAE

VON

PAUL CAUER

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

PALAESTRA VITAE.

Eine neue Aufgabe

des

altklassischen Unterrichtes.

Von

Paul Cauer.

Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.

1902.

In multis versandum,
in uno habitandum.

Meinen Brüdern

Professor Wilhelm Cauer

in Charlottenburg

und

Dr. Friedrich Cauer

in Elberfeld.

Vorwort.

Als ich in der ersten Hälfte der neunziger Jahre in Vorlesungen an der Universität Kiel die Aufgaben des philologischen Unterrichtes wiederholt behandelte, da gliederte sich der Stoff, von einer historischen Einleitung abgesehen, naturgemäfs in drei Hauptabschnitte: Lektüre, Grammatik, Realien. Aus den beiden ersten sind „Die Kunst des Übersetzens“ (2. Aufl. 1896) und „Grammatica militans“ (1898) hervorgegangen, Schriften, die in den Kreisen der Berufsgenossen freundliche Aufnahme gefunden haben, auch von reiferen Schülern mehrfach mit Erfolg benutzt worden sind. Von dem Inhalte des dritten Abschnittes gab dann die Abhandlung eine Probe, die Ostern 1900 den Jahresbericht für das Städtische Gymnasium und Realgymnasium zu Düsseldorf begleitete: „Wie dient das Gymnasium dem Leben? Ein Beitrag zu den Aufgaben praktischer Geistesbildung“. Dieses Programm, das noch vielfach verlangt wird, während die davon hergestellten Exemplare seit längerer Zeit vergriffen sind, ist in das vorliegende kleine Buch in der Weise aufgegangen, dafs eine Reihe von Kapiteln hinzugefügt, die älteren an vielen Stellen erweitert wurden, so dafs im ganzen mehr als die Hälfte des gegenwärtigen Textes neu ist. Dabei ist natürlich, was inzwischen teils fremde teils eigene wissenschaftliche Arbeit an Ergebnissen und neuen Gesichtspunkten, was die fortgesetzte Praxis des Unterrichtes an ergänzenden und berichtigenden Erfahrungen gebracht hat, nach Kräften verwertet worden.

Besonders zu statten kam dieser Arbeit der tägliche Verkehr und angeregte Gedankenaustausch mit dem an manigfaltigen Kräften reichen Kollegium einer grofsen Doppelanstalt.

Die Verknüpfung von Gymnasium und Realgymnasium zu einem Schulsystem ist in Düsseldorf so gut wie anderwärts durch äufsere Umstände veranlafst und ist an sich gewifs nichts Erwünschtes. Bemüht man sich aber, da sie einmal besteht, auch ihr etwas Gutes abzugewinnen, so kann es nur darin liegen, dafs versucht wird die äufserliche Verbindung zu einer mehr inneren zu machen, d. h. sowohl in den realen wie in den sprachlichen Zweigen des Unterrichtes diejenigen Elemente herauszuarbeiten, die dem anderen grofsen Gebiete verwandt und dadurch geeignet sind ein Verständnis herüber und hinüber zu vermitteln. Diese Aufgabe stimmt mit der ursprünglichen Tendenz der hier entwickelten Gedanken über die Behandlung der Realien im Gymnasialunterricht aufs beste überein. Die Absicht dabei war ja nicht, einen fertigen und abgegrenzten Stoff handlich zusammenzustellen, sondern die Frage zu erörtern, wie der Stoff anzugreifen und oft erst hervorzulocken sei, damit eine entschlofsnere Vertiefung in das klassische Altertum, die wir für das Gymnasium wünschen und fordern, gerade dazu diene, für die mancherlei Seiten des modernen Lebens, die in seinem Lehrplan nicht unmittelbar berücksichtigt werden können, den Sinn zu wecken und das Verständnis vorzubereiten.

Wenn es gelungen sein sollte auf den folgenden Blättern etwas Brauchbares hierzu beizutragen, so gebührt ein gutes Stück des Dankes dafür meinen Brüdern, denen sie nun gewidmet sind, dem Ingenieur und dem Geschichtsforscher. Durch den steten Zusammenhang, in dem uns das Leben erhalten hat, haben sie dahin gewirkt, dafs ich über dem Interesse an grammatischen und litterarischen Untersuchungen die Schätzung für den Inhalt der wirklichen Welt nicht verlor, vielmehr an technischen, wirtschaftlichen, politischen Problemen, wie sie heute im Vordergrunde stehen, von meinem Platze aus Anteil nehmen konnte. Eine Grundlage gegenseitigen Verstehens bildete doch immer der gemeinsame Besitz von Gewohnheiten des Denkens und der Anschauung, die wir von der Schule mitgebracht hatten. So mögen denn die beiden es sich gefallen lassen, bei diesem Protest für die Kraft und das Recht der Gymnasialbildung als Eideshelfer genannt zu werden.

Alles Vorstehende und Nachfolgende war gedruckt, als mir das neueste Heft der „Monatschrift für höhere Schulen" zuging, in dem zwei jüngere, an gymnasialen Anstalten wirkende Schulmänner gegen meinen zu Pfingsten d. J. in Bonn gehaltenen Vortrag (vgl. hier Kapitel III und Anmerkung 31) Einspruch erheben: er gebe nur den Widersachern des Gymnasiums eine neue Waffe in die Hand, die uns so gern den Vorwurf der Altertümelei und einer unberechtigten Abkehr von den Gegenwartsaufgaben machten. Die „Palaestra vitae" mag denn gleich als Antwort auf diese Bedenken gelten.

Nicht ganz so leichten Sinnes wie der Verfasser des ersten der beiden Artikel würde ich bereit sein, einen bisherigen Bundesgenossen zum Feinde zu erklären, mit bezug auf den man sich beeilen müsse öffentlich zu dokumentieren dafs man keinen Teil an ihm habe. Andrerseits liegt in einer so erwachsenden Gegnerschaft auch nichts Beunruhigendes. Das Gymnasium hat seit Jahrzehnten schwer darunter gelitten, dafs es mehr auf die Zahl als auf die Stärke seiner Anhänger baute, dafs unter seinen Vertretern die einflufsreichsten und tonangebenden solche waren, die selber nicht mehr recht an seine Mission glaubten, sondern ihm durch immer erneute Zugeständnisse Nachsicht und Duldung erkaufen zu müssen meinten. Der guten Sache kann es nur nützen, wenn das anders wird und eine klare Scheidung eintritt zwischen zaghaften und entschlossenen Freunden, den Halben und den Ganzen. Der Spruch Lukas 11,23 gilt auch aufserhalb des religiösen Gebietes.

Düsseldorf, im September 1902.

Paul Cauer.

Inhalt.

Einleitung.

Die Lebenskraft des Altertums.

Merses profundo, pulchrior evenit.
Horaz.

Das Jahr 1900 hat für die preufsische Schulpolitik eine glückliche Wendung gebracht. Die im Juni in Berlin abgehaltene Konferenz zeigte ein viel hoffnungsreicheres Gesicht als die Dezember-Konferenz 1890. Und die neuen Grundsätze, zu denen sich die Regierung bekannte, denen auch die von ihr herangezogenen Berater fast einmütig zustimmten, wurden bald in erfreulicher Weise anerkannt und bestätigt durch den Allerhöchsten Erlafs vom 26. November 1900, dessen leitender Gedanke — „durch eine grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten wird die Möglichkeit geboten, die Eigenart einer jeden kräftiger zu betonen" — eben die Freiheit in Aussicht stellte, um die wir jahrelang vergebens gekämpft hatten[1]). Der neue Lehrplan, der Ostern 1901 eingeführt wurde, brachte denn wirklich einen Ansatz in der Richtung, dafs der besondere Charakter des Gymnasiums wieder deutlicher herausgebildet wurde. Und wenn die Vermehrung der Lateinstunden nur gering war, wenn das Griechische und die alte Geschichte in der seit 1892 auferlegten Beschränkung verblieben, so mufste man bedenken, dafs es sich eben um ein neues Prinzip handelte, aus dem nicht alle Konsequenzen mit einem Schlage gezogen sein konnten. Das Wichtigste war doch gewährt: die Möglichkeit, den Lehrplan aus inneren

Gründen zu entwickeln, anstatt ihn nach äufseren Rücksichten zurechtzuschneiden.

Es wäre jedoch ein gefährlicher Optimismus, wenn wir uns bei diesem Ergebnis beruhigen wollten. Die Gegner ruhen auch nicht. Das Reformgymnasium nach Frankfurter Muster bedeutet einen erneuten Versuch, alle wissenswerten Fächer in einen einzigen Lehrplan zusammenzudrängen; und der Glaube an dieses weniger Ideal als Idol ist zur Zeit noch im Zunehmen[2]). Dabei wird mit immer gröfserer Deutlichkeit ausgesprochen, was sich allerdings aus den Verhältnissen des Frankfurter Systems, wenn es einmal angenommen ist, mit Notwendigkeit ergiebt, dafs die alten Sprachen eine weitere Verkürzung zu gunsten von Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften erfahren müfsten. Auf der Kasseler Versammlung der Reformschulleute im November 1901 wurden Forderungen dieser Art geäufsert; und der aufrichtigste Vertreter der Partei, Friedrich Lange, schreibt in seiner Deutschen Zeitung (25. April 1902): „Das Gymnasium wird den ersehnten Frieden nicht eher erhalten, als bis es nicht entweder eine Neuauflage der Klosterschule, d. h. eine Luxusanstalt für beschauliche Musensöhne, oder ein Realgymnasium mit fakultativem Griechisch geworden ist." Dabei giebt es noch Feinde im eigenen Lager: Schulmänner, die an der wirkenden Kraft der Sache, die zu pflegen sie berufen waren, irre geworden sind und nun öffentlich dagegen zeugen[3]); wohlmeinende Beurteiler in der Gelehrtenwelt, denen die Einheitlichkeit der Vorbildung zur Universität als ein so hohes Gut erscheint, dafs sie, um es wiederzugewinnen, bereit sind mit schwerem Herzen das Griechische zu opfern. Wahrlich, an Grund und Anlafs zur Abwehr, zum Kampfe fehlt es nicht.

Aber wie soll der Streit geführt werden? Sollen wir nach bekannten Mustern nun unsrerseits die moderne Bildung herabzusetzen suchen? den Nachweis unternehmen, dafs sie nicht ins Innere dringe, das Gemüt kalt, den Geist leer, den Willen ungestählt lasse? Das wäre eine schlechte Probe des ver-

edelnden Einflusses, den der Verkehr mit den Alten ausüben und der sich besonders darin äufsern soll, dafs er dem einzelnen ein duldsames Verständnis für die abweichenden Moinungen anderer giebt. Die Stellung des Gymnasiums in dem Wettstreit, in den es nun eingetreten ist, läfst sich am besten durch ein Bild erklären. Dem Angehörigen eines alten Adelsgeschlechtes, der als Richter oder Lehrer oder Verwaltungsbeamter mit anderen zusammen thätig ist, würde man es heutzutage sehr verübeln, wenn er zu verstehen gäbe, dafs er sich für etwas Besseres halte als seine bürgerlichen Kollegen. Die Zeiten sind vorbei; gleiches Recht gilt wie vor dem Gesetz auch vor den Aufgaben des Berufes. Aber das kann ihm kein Mensch verdenken, wenn er im innersten Winkel seines Herzens spricht: „Wartet nur! ich will euch zeigen, welches Feuer noch im adligen Blute lebt; dafs die Erbschaft einer grofsen Tradition keine Last ist, die niederdrückt, sondern ein Gewicht das Schwungkraft verleiht. Eben die Aufgaben im Dienste des gegenwärtigen Lebens, denen ihr euer Können widmet, die will ich angreifen und will, unter gleichen Bedingungen wetteifernd, mich bemühen sie besser zu lösen als irgend ein andrer. Und wenn mir Gutes gelingt, mögt ihr dann immer sagen, das sei nicht durch meine Herkunft sondern trotz ihrer geschehen: das Geleistete selbst werdet ihr stehen lassen müssen, und die grofse Gemeinschaft, deren Glieder wir alle sind, wird den Gewinn davon haben.“ — So könnte das Gymnasium sprechen, so sollte es sprechen. Aber nur bei sich selbst; aller äusseren Vornehmheit mufs es absagen. Es darf nicht den Anspruch erheben, ein besonderes Bildungsideal vorzuzeichnen, sondern soll schlecht und recht eben das Ziel zu erreichen suchen, das die anderen verfolgen: die Erziehung tüchtiger Menschen, die im stande sind unserer Zeit und unserem Volke zu dienen. Ja, aus solcher Selbstbescheidung müssen ihm neue Kräfte erwachsen.

Die Vertreter der jüngeren Schulwissenschaften — der Physik und Geographie, der neueren Sprachen — sind ohne

Zweifel dadurch im Vorteil, dafs sie an einem neuen Aufbau und Ausbau schaffen. Die Stoffe, die sie behandeln, sind noch nicht nach allen Richtungen durchgearbeitet: es gilt noch die Mittel zu erproben, die am besten das Interesse und das Verständnis der Lernenden wecken, herauszufinden, wo in der Fülle des Wissenswerten die eigentlich geistbildenden Elemente liegen. Das giebt ein eifriges Forschen und Versuchen, ein frisches Treiben in Versammlungen und Zeitschriften, ein Gefühl des Vordringens, das auch über vereinzelte Mifserfolge hinweghilft. Bei den Lehrern der alten Sprachen ist es leider nichts Ungewöhnliches, dafs sie als Hüter einer ehrwürdigen Überlieferung still sitzen und zusehen, bequem und sorglos oder resigniert und verdriefslich, nach der Natur eines jeden. Das wird anders werden, sobald wir uns klar machen, dafs auch an uns die neue Zeit neue Forderungen stellt. Darum ist Homer ewig, weil er aus der Fülle des Geistes, der in ihm lebt, jedes Geschlecht der vergänglichen Menschen mit den Zügen anblickt, die ihm verständlich sind und an denen es sich erquicken mag; und darum ist das Altertum ewig, weil es einer jeden Generation die Fragen beantworten und die Aufgaben lösen hilft, die ihr vor anderen am Herzen liegen. Im Mittelalter waren die Schriften der Alten die Fundstätte für alle Wissenschaften. Das waren sie nicht mehr im Zeitalter des Kopernikus. Aber nun hatte der wiedergeborene Geist des Klassizismus einen anderen Schatz in ihnen entdeckt: sie wurden die Vorbilder für die eigene litterarische Produktion der Kulturvölker, die noch an die lateinische Sprache gebunden blieb. In dieser Übung erwuchs und erstarkte allmählich die Kraft, die in den folgenden Jahrhunderten nationale Litteraturen, zuletzt in Deutschland, hervorbrachte. Es schien, als habe das Altertum seine Arbeit gethan und könne gehen. Doch Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt ergriffen es von einer neuen Seite. Für sie bedeutete „Bildung“ so viel wie Ausbildung des ästhetischen Sinnes, Anschauung und Darstellung des Menschentums in seiner edelsten Gestalt; dazu half das

Studium der Antike. Seitdem ist es anders geworden. In Kämpfen, die nicht um das Wahre und Schöne geführt wurden sondern um Leben und Wohlstand, ist das heutige Deutschland erwachsen; in Kämpfen, politischen und wirtschaftlichen, soll es sich behaupten. Wer mit der Behauptung auftritt, dafs in diesem Deutschland eine Erziehung durch Griechen und Römer noch ihren Platz habe, wird beweisen müssen, dafs sie den jugendlichen Geist nicht von der Welt, die uns umgiebt, ablenkt, vielmehr tüchtig machen hilft sie zu begreifen, um dereinst in ihr zu wirken[4]).

Im Mittelpunkte des Unterrichtes steht die Sprache, die Trägerin aller Kenntnisse und Vorstellungen, die wir anderen mitteilen oder von anderen empfangen. Von den Formeln der Mathematik und Chemie abgesehen müssen alle Gedanken, die zur Klarheit kommen sollen, in sprachliche Form gebracht werden. Das geschieht bei neuen Gedanken nur durch hartes Ringen mit dem Stoff, und zwar nicht blofs bei denen die überhaupt neu sind, sondern auch bei solchen, die nur der einzelne Mensch für sich zum erstenmal erlebt. Da ist denn das Suchen nach dem treffenden sprachlichen Ausdruck die wirksame Handhabe, um den Stoff zu bewältigen, ganz einerlei welchem Gebiet er angehört: ob einem wissenschaftlichen oder dem des privaten, geschäftlichen, öffentlichen Lebens. Weiter aber! In all diesen Lebensverhältnissen sind wir fortwährend darauf angewiesen mit anderen Menschen auszukommen, ihren Beistand zu gewinnen oder Widerstand zu beseitigen, sie zu leiten oder uns nach ihnen zu richten, oft beides zugleich. Das alles wird um so mehr gelingen, je besser wir die anderen verstehen: nicht nur dem Wortsinne nach, was sie — vielleicht ungeschickt genug — sagen, sondern auch den eigentlichen Sinn dessen, was sie meinen, wie sie empfinden. Ohne diese Fähigkeit ist ein Leben in gesitteter Gemeinschaft unmöglich. Erworben aber oder herangebildet wird sie durch nichts so gut wie durch die Beschäftigung mit einer schwierigen und gedankenreichen fremden Sprache, wo die Lernen-

den immer aufs neue dazu angehalten werden, nicht bei einer oberflächlichen Erfassung des Wortlautes zu verharren, sondern tiefer zu dringen bis zu dem, was der Redende im Grunde meint und sagen will.

Von solchen Betrachtungen aus den philologischen Jugend-Unterricht zu verteidigen ist ein dankbares Unternehmen, für dessen Durchführung in der letzten Zeit so manches geschehen ist. Aber es bedarf der Ergänzung. Die sprachliche Form soll, wenn auch der wichtigste, doch keineswegs der einzige Gegenstand unsrer Bemühungen sein; sonst wäre die Besorgnis, dafs darüber die Beschäftigung mit den Sachen selbst, dem wirklichen, greifbaren Inhalte des Lebens zu kurz komme, nicht unbegründet[5]. Man hat ja gemeint, diese Dinge dadurch hereinbringen zu können, dafs von aufsen „reale Fächer" in wachsender Zahl und mit gesteigertem Betriebe neben Latein und Griechisch gestellt wurden. Daraus ist denn die bunte Fülle des jetzt herrschenden Lehrplanes entstanden, die zur Überlastung wie zur Oberflächlichkeit geführt hat. Der rechte Weg ist ein andrer. Jede ganze Wissenschaft hat ihre Berührungen mit allen Zweigen des menschlichen Daseins; und vollends die klassische Philologie hat sie, deren eigentlicher Inhalt es ist, eine Periode reichsten Kulturlebens zu verstehen und darzustellen. Zu all den manigfaltigen Interessen und Aufgaben, von denen die moderne Kultur erfüllt und durchsetzt ist und zersprengt zu werden droht, liegen dort die Ansätze, erkennbar noch wie sie aus gemeinsamer Wurzel hervorkommen, und verständlich in ihrer einfachen Gestalt. Diese Keime gilt es aufzusuchen und zu pflegen. Wer sich ihrer mit empfänglichem Geiste bemächtigt hat, der wird in reiferem Alter das, was die folgenden Zeiten daraus entwickelt haben, mit gewecktem Blick zu durchschauen und so auch den Charakter der eigenen Zeit selbständig zu begreifen vermögen. Also nicht dadurch sollen wir unsere Schüler mit der Gesamtheit menschlicher Kräfte und Bethätigungen bekannt machen, dafs wir Geschichte, Geopraphie, Naturwissenschaften bis zur

Vollständigkeit vortragen, weiter Wirtschaftslehre, Kunstgeschichte, Politik unter die Lehrfächer des Gymnasiums aufnehmen, sondern indem wir innerhalb des philologischen Unterrichtes die geographischen, wirtschaftlichen, politischen Elemente verfolgen und das Leben der beiden Völker, die vor anderen die Erzieher des Menschengeschlechtes gewesen sind, in seiner Totalität zu erfassen suchen. Junge Männer, die so gebildet die Schule verlassen, mögen durch die Menge fertiger Kenntnisse von anderen übertroffen werden; sie werden in der Klarheit der Grundanschauungen, in dem Verständnis für den inneren Zusammenhang getrennter Lebensgebiete und vor allem darin ihre Überlegenheit haben, dafs ihnen bei neuen Erscheinungen und Aufgaben die rechte Fragestellung gelingt. Richtig zu fragen ist schwerer und wichtiger als richtig zu antworten.

Eine solche Behandlung des Altertums ist nun aber ganz undenkbar, wenn das Griechische ausgeschlossen wird. Man wendet uns ein, es sei doch noch gar nicht so lange her, dafs sich die meisten Gelehrtenschulen mit der lateinischen Sprache begnügt hätten; erst Wilhelm v. Humboldt habe die griechische zu einem notwendigen Stück der Gymnasialbildung gemacht. Das ist richtig; aber in den hundert Jahren hat eben die Wissenschaft vom Altertum einen tiefgreifenden Wandel erfahren. Damals sah man das ältere, fremdere Volk durch das Medium des jüngeren, näher stehenden an. Die Sprache der Gelehrten war noch überwiegend die lateinische; und schon dies bewirkte, dafs die Gedanken des Forschers nicht so unmittelbar an die griechische Welt herankamen wie jetzt, wo er von ihr und der römischen gleichmäfsig deutsch redet. Die latinisierten Formen mancher Namen, wie Ulysses Aiax Darius Cimon, sind erst jetzt im Weichen oder halten immer noch stand. Doch die römische Färbung lag nicht blofs in der Sprache: Mythologie lernte man aus Ovid und Vergil, Philosophie aus Cicero; als antike Kunst galt im wesentlichen das, was der Geschmack des augusteischen Zeitalters festgehalten hatte. Wie ist das anders geworden! Wir haben gelernt aus den

Quellen zu schöpfen, auf die Anfänge zurückzugehen, in Kunst Poesie Wissenschaft. Nicht nur dafs Homer uns vertrauter ist als Vergil; auch Horaz, dessen Vorbilder verloren sind, wird sozusagen *sub specie Graecitatis* betrachtet. Ja, auf dem eigensten Felde der Römer, dem des Rechtes, vertieft sich mehr und mehr die Erkenntnis, wie viel dem grundlegenden Schaffen der Griechen verdankt wird. Ein Gymnasium ohne Griechisch ist eine moderne Schule, die sich der lateinischen Sprache zweckmässig bedient, um Französisch und Englisch gründlicher zu lehren; mit der Aufgabe, die Gegenwart und ihre geistigen Kräfte vom Altertum aus zu begreifen, hat sie nichts mehr zu schaffen.

Diese Gedanken berühren sich, wie man sieht, mit den Erwägungen, auf denen Wilamowitz' Griechisches Lehrbuch beruht. Und es ist gut diese Übereinstimmung zu betonen, weil die gemeinsamen Gegner zahlreich genug sind, um den Wunsch vereinter Abwehr nahe zu legen. Was uns im Praktischen scheidet, ist, dafs Wilamowitz neue Stoffe in die Schullektüre einführen will, die den Zusammenhang der heutigen Kultur mit der antiken deutlich machen sollen, während ich immer versucht habe, in den klassischen Werken, die ohnehin, um ihrer Schönheit willen, gelesen werden, die Anknüpfungspunkte für solche Betrachtung zu finden. Von diesem Unterschied wird später noch die Rede sein. Hier sollte er nur dazu dienen, auf die Art der folgenden Mitteilungen vorzubereiten, bei denen mit Bewufstsein darauf verzichtet ist, das aus dem eignen Unterricht Mitgebrachte durch nachträgliche Studien zu vervollständigen. Mag man denn auf den Gebieten, die durchstreift werden, die Erwähnung manches interessanten Problems, manches bedeutenden Werkes der Wissenschaft vermissen, wenn dafür der Eindruck gewahrt bleibt, dafs es erlebte Dinge sind, von denen berichtet wird. Sehr möglich wäre es und durchaus erwünscht, dafs ein im wesentlichen Gleichgesinnter ein ähnlich wirkendes Bild aus vielfach anderen Linien und Farben, wie persönliche Erfahrung sie ihm gerade vertraut gemacht, zu schaffen unternähme.

I.

Exakte Wissenschaft.

'Αγεωμέτρητος μηδεὶς εἰσίτω·
Platon.

Wenn wir vom „alexandrinischen Zeitalter" reden hören, so denken wir an eine Periode, in der die eigentlich schöpferischen Kräfte in Poesie und Kunst erloschen waren, wo man sich eifrig bemühte die überlieferten Schätze zu sammeln, zu ordnen, zu erklären und für jede Gattung einen Kanon der besten Werke aufstellte, um aus ihnen die Regeln der Kunst abzuleiten; eine Zeit, die immer noch viel produzierte, aber mehr nach historisch gegebenen Mustern als nach unbewufst wirkenden Gesetzen; die über gewissenhafter Handhabung vergangener Stilformen nicht dazu gelangte, aus ihrem eigenen Leben heraus einen Stil zu erzeugen. Diese Anschauung ist so allgemein verbreitet, dafs niemand es mifsverstehen konnte, wenn von dem geistigen Zustand unserer eigenen Zeit gesagt wurde, er habe einen stark „alexandrinischen" Zug[6]). Und nun lesen wir bei einem kundigen Manne, dem verstorbenen Christian Dillmann, dem Schöpfer des württembergischen Realgymnasiums, in einer Rede die von der Ähnlichkeit unserer Zeit mit der alexandrinischen handelt, den Satz: „Den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Alexandrien bildeten die Mathematik und die Naturwissenschaften," was dann durch Nennung der hervorragenden Gelehrten, die dort gewirkt haben, gerechtfertigt wird[7]). Wie stimmt das zusammen? — Der Philologe sieht in Kallimachos und Aristarch, der Naturforscher in Euklid und

Ptolemäos die Hauptvertreter alexandrinischen Geistes, weil jeder das am meisten beachtet, was seinem Interesse am nächsten liegt. Es wäre müſsig, zu streiten wer von ihnen gröſseres Recht hat; genug, daſs in dem wissenschaftlichen Leben jener Zeit beide groſsen Forschungsgebiete aufs wirksamste gepflegt wurden und Früchte hervorgebracht haben, von denen die Welt noch heute zehrt. Ganz natürlich, wenn durch die glänzende Entwickelung, welche die Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert genommen haben, die Aufmerksamkeit für das, was ihnen im Altertum vorgearbeitet ist, mehr geschärft wird.

1. Daſs auch die Schule Ursache hat auf diesen Zusammenhang zu achten, wird selbst von den Gegnern des Gymnasiums nicht bestritten, die mit seinen oberflächlichen Freunden darin übereinstimmen, daſs sie das Verständnis der aus dem Griechischen stammenden gelehrten Fremdwörter als das Ziel ansehen, das hier erreicht werden könne oder müsse. Gewiſs ist die Schaffung einer wissenschaftlichen Terminologie eine groſse That des griechischen Volkes, der Einblick in ihr Werden zugleich ein Einblick in die Geschichte des menschlichen Geistes. Aber es wäre ein gefährlicher Irrtum, wenn man diesen Gewinn, der sich nebenher und allmählich naturgemäſs ergiebt, zum eigentlichen Zweck machen wollte, der die ganze Beschäftigung der Jugend mit den Griechen zu rechtfertigen hätte. Denn sogleich würde der Einwand hervortreten, es sei doch ein mühseliger Umweg, die griechische Litteratur von Homer bis Demosthenes zu durchwandern, um die Erklärung einer Anzahl von gelehrten Fachausdrücken davonzutragen; so viel Arbeit sei solcher Ertrag nicht wert. Der Einwand wäre vollkommen begründet. Man lächelt[8]) über den Professor der Chirurgie, der durch die Ableitung von „Orthopädie“ aus ὀρθός und *pes* einen erhöhten Eindruck von Wissenschaftlichkeit machen will, über den Lehrer der Naturwissenschaften, der seinen Schülern eröffnet „Chemie“ komme aus dem Griechischen, von χημεῖν „mischen“. Aber wenn statt dessen

das Richtige gelehrt wird, dafs in jenem Worte παιδεύειν steckt, dafs es χημεῖν überhaupt nicht giebt und der Name dieser Wissenschaft wahrscheinlich in seinem Ursprung gar nicht griechisch ist, so ist damit für eine richtige Auffassung der Dinge, die in beiden Fällen behandelt werden, auch noch nicht viel gewonnen. Natürlich soll nicht geleugnet werden, dafs es wünschenswert ist gelehrte Fachausdrücke in ihre Bestandteile zerlegen zu können; der Physiker, der mit Barometer, Thermometer, Hygrometer hantiert, der Mediziner, der von Pneumonometer, Pneumonie, Pneumonopleuritis oder von Neuropathie, Neurasthenie, Neurosthenie hört und spricht, sie würden gedankenlos verfahren, wenn sie nicht zu wissen verlangten, was die gleichen und was die verschiedenen Elemente solcher Wörter bedeuten. Doch die Belehrung darüber läfst sich wirklich kurz und ausreichend auch für den geben, der nie ein griechisches Buch gelesen hat; schon jetzt fehlt es dafür nicht an Hilfsmitteln[9]), und sie werden gewifs weiter ausgebildet werden. Eines Schulunterrichtes im Griechischen bedarf es für diese Aufgabe nicht; ja, er trägt nicht einmal viel zu ihrer Erledigung bei. Denn die meisten technischen Ausdrücke in den Naturwissenschaften und zumal in der Heilkunde sind entweder innerhalb des Altertums ganz jung, so dafs sie in der Schullektüre doch nicht vorkommen, oder gar erst von der modernen Wissenschaft mit Benutzung griechischer Wortstämme und Bildungsweisen hergestellt. Für ihre Erklärung ist ein gutes Fremdwörterbuch auch dem, der Griechisch kann, der gegebene Berater. Geistbildend und ins Innere der Gedanken hineinführend ist nur die Beschäftigung mit solchen Begriffen, die schon im Altertum eine Geschichte gehabt haben; und deren Verständnis freilich läfst sich nicht nachträglich durch ein paar lexikalische Erläuterungen mitteilen.

Gleich das Wort „Geschichte“ selbst! Woher „Naturgeschichte“ ihren Namen bekommen habe, hat gewifs schon mancher Junge verwundert gefragt; die griechische Lektüre in Obersekunda bietet ungezwungene Gelegenheit den Zusammen-

hang aufzuklären. Ἡροδότου Ἀλικαρνησσέος ἱστορίης ἀπόδεξις ἥδε: „Von Herodot aus Halikarnafs ist das Folgende die Darlegung seiner Forschung.“ Dafs er nicht blofs Geschichte erzählt, sondern auch aus Geographie und Naturwissenschaft berichtet, was er gesehen und gehört hat, bemerkt der Schüler selbst, je mehr er von dem Alten liest. Ganz allgemein „Forschung“ bedeutet ursprünglich ἱστορία, und bedeutet es noch in der gesamten griechischen Litteratur[10]; des Aristoteles περὶ τὰ ζῷα ἱστορίαι sind nicht Geschichten von Tieren, sondern Forschungen über die Tiere. Erst als Fremdwort im Lateinischen ist *historia* überwiegend auf Erkundung und Darstellung dessen, was wir Geschichte nennen, angewendet worden, doch wohl unter dem Einflufs der einleitenden Worte Herodots, der als Schöpfer dieser Wissenschaft galt und schon bei Cicero den Beinamen „Vater der Geschichte“ erhält. Gleichzeitig aber behielt das Wort in Büchertiteln die umfassende Bedeutung; die *Historia animalium* des Stagiriten hatte der ältere Plinius im Auge, als er sein grofses Werk *Naturalis historia* nannte; und von da ist die „Naturgeschichte“ in unsere Schulen gekommen.

Auch ein anderer wissenschaftlicher Grundbegriff — dessen Entwickelung kürzlich durch eine erschöpfende Monographie aufgeklärt worden ist — gehört zugleich der Schule an, wo heute wie in Horazens Zeit die Lehrer mit den Kindern ihre Mühe haben, *elementa velint ut discere prima.* Ursprung und Bedeutungswandel liegen auf griechischem Gebiete, wo στοιχεῖα zuerst die „Reihenglieder,“ dann die alphabetisch geordneten Buchstaben bezeichnete. Erst in Platons Zeit kam der Gedanke auf, mit den Buchstaben als Teilen der Wörter die vorausgesetzten und gesuchten Grundstoffe der Dinge zu vergleichen. „Die Vergleichung konzentrierte sich zur Metapher, die Metapher verdichtete sich zum Terminus.“ Als solcher ist das Wort bei Aristoteles schon geläufig, der aber bezeichnender Weise gern einen gewissermafsen entschuldigenden Hinweis auf den Sprachgebrauch hinzufügt: τὰ καλούμενα ὑπό τινων oder τὰ λεγόμενα στοιχεῖα. Er hat den Begriff in mannig-

fachen Anwendungen noch differenziert, und ihm haben sich aufser der eigenen Schule die Stoiker angeschlossen. Vorherrschend blieb die physikalische Bedeutung: letzte Grundstoffe, in welche die Körper aufgelöst werden können und die selbst nicht weiter zerlegbar sind; daneben gewöhnte man sich auch, die grundlegenden Lehrsätze der Mathematik στοιχεῖα zu nennen, schon vor Euklid, der dann diesen Gebrauch für immer befestigt hat. Beide Bedeutungen sind seit Lukrez und Cicero durch die Wiedergabe mit *elementum* ins Lateinische übergegangen, von da aus auch für unsere Sprache zu einem wertvollen Besitz geworden, den selbst die Manie moderner Puristen zu erschüttern nicht vermocht, kaum versucht hat. Alle die Wandlungen, die der Begriff im Altertum erlebt hat, sind von Diels ausführlich und lichtvoll dargelegt [11]). Die Hauptzüge seines Gedankenganges, der ja dem Gange eines wirklichen Geschehens auf diesem feinsten geistigen Gebiete entspricht, sind auch dem Primaner durchaus verständlich und sicher interessant, beides um so mehr, je öfter — bei reichlicher Lektüre — beide Wörter vorkommen; denn für erklärende Besprechungen ist immer da der beste Platz, wo selbstbeobachtete Abweichungen oder Widersprüche das Bedürfnis nach Aufklärung geweckt haben.

Dabei wird gewifs bald einmal aus dem Kreise der jungen Leute eine Äufserung des Stolzes laut werden, dafs die heutige Naturlehre von den wirklichen Elementen der Dinge so viel mehr weifs als die der Alten. Dem gegenüber ist es doch nicht schwer zu zeigen, wie auch in dem, was Empedokles gefunden zu haben glaubte, ein guter Sinn keimend lag: Erde Wasser Luft entsprechen den drei Aggregatzuständen; das Feuer aber, das auch bei den Stoikern eine besondere Stellung über den drei anderen Elementen einnimmt [12]), ist die Kraft, die den Übergang aus einem Zustand in den anderen bewirkt. Vor allem aber: die grofsen Entdeckungen der Wissenschaft kommen nicht wie Athene aus dem Haupte des Zeus; langsam reifen sie heran, und dafür ist es die unerläfsliche Vorbedingung, dafs

früh die rechten Fragen mit Entschlossenheit aufgeworfen sind. Das haben, gerade auch in der Naturlehre, die Griechen gethan. Davon sogleich noch ein Beispiel!

Bei der Lektüre von Ciceros Tuskulanen, von Horazens Satiren und Episteln wird öfter Veranlassung sein über Epikur zu sprechen und der sehr unverdienten Geringschätzung entgegenzutreten, in die er durch den pharisäischen Hochmut derer, die ihn nicht verstanden, geraten ist. Dabei mag der Lehrer von dem Werke des Lukrez — das inmitten der Nöte des siebenjährigen Krieges Friedrichs des Grofsen Lieblingslektüre war — etwas erzählen und darauf hinweisen, wie der Gedanke der Entwickelung, der heute, von Lamarck und Darwin ausgegangen, alle Naturwissenschaft, ja überhaupt alle Wissenschaft beherrscht, in der Naturlehre des Epikur schon deutlich ausgebildet ist. Im Grunde hat auch er ihn bereits übernommen, von Demokrit, der mehr als hundert Jahre vor ihm lebte. In der Physikstunde können die Primaner gehört haben, dafs Demokrit der Schöpfer der Methode ist, die Bewegungen und Veränderungen der Körper dadurch zu erklären, dafs man sie aus allerkleinsten, nicht mehr zerlegbaren Teilen zusammengesetzt denkt. Der Begriff „Atom“ hat heute keinen wesentlich anderen Inhalt, als zur Zeit jener alten Griechen; die Atomentheorie aber ist durch die Entdeckungen der modernen Chemie aufs glänzendste weitergebildet und bestätigt worden. Und doch bleibt sie, was sie zu Anfang gewesen ist, eine menschliche Weise die Dinge zu betrachten — das heifst ja θεωρία — die auf die letzte Frage nach dem Ursprung der Vorgänge in der Natur keine Antwort giebt. In einer Schrift, die in meiner Schülerzeit noch auf dem Gymnasium gelesen wurde, sagt Cicero im Zusammenhang einer Erörterung über Demokrit und Epikur: *utriusque cum multa non probo tum illud in primis, quod, cum in rerum natura duo quaerenda sint, unum, quae materia sit ex qua quaeque res efficiatur, alterum, quae vis sit quae quidque efficiat, de materia disseruerunt, vim et causam efficiendi reliquerunt* (de finibus bon. et mal. I 6,18). Man kann

das Doppelproblem von Kraft und Stoff kaum treffender bezeichnen. Der Primaner aber, der dies liest, erlebt nicht nur die Freude, zwischen gesonderten Gebieten seines Lernens die Verbindung herstellen zu können, er sieht auch in einem neuen Beispiel, wie die Alten mit ihrer so viel bescheidneren Kenntnis der Thatsachen doch, weil sich unter den einfacheren Verhältnissen das Wesentliche leichter erfassen liefs, die Grundprobleme schon gefunden und richtig formuliert haben; und das wird ihm dazu helfen, auch zwischen aller modernen Gelehrsamkeit, die er bewältigen soll, die entscheidenden Fragen, das, worauf es eigentlich ankommt, herauszuerkennen.

2. Oft ist es allerdings gerade die Fragestellung, worin und wodurch die Erkenntnis fortschreitet. In einem modernen Werkchen über griechische Litteraturgeschichte steht der sachlich falsche und kindlich gedachte Satz, Archimedes habe „das spezifische Gewicht der Körper durch Wägung der verdrängten Wassermasse nachgewiesen“: als ob das spezifische Gewicht eine den Körpern anhaftende Eigenschaft wäre, die man nachweisen könnte wie Elektrizität oder Magnetismus. Vielmehr handelt es sich auch hier um eine Methode, die Dinge zu betrachten und zu vergleichen, die nach und nach entwickelt worden ist; das Vorkommnis, das den ersten Anstofs dazu gegeben hat, erzählt Vitruv (IX 9—12) deutlich genug[13]. Archimedes sollte im Auftrage von König Hieron untersuchen, ob der Goldschmied für eine auf Bestellung gearbeitete Krone die ganze Menge Goldes, die ihm geliefert war, verwendet oder heimlich einen Teil davon durch beigemischtes Silber ersetzt habe. Das Gewicht der Krone war das richtige; Entdeckung eines Betruges liefs sich nur dann hoffen, wenn Gold und Silber bei gleichem Gewicht verschiedenen Rauminhalt hatten. Das Volumen aber eines so kunstvoll ausgearbeiteten Gegenstandes liefs sich nicht berechnen. Da kam der Forscher, den sein Problem überall hin begleitete, beim Baden auf einen glücklichen Gedanken. Er stellte zwei Klumpen von Gold und von Silber her, die unter sich und mit jener Krone genau gleich

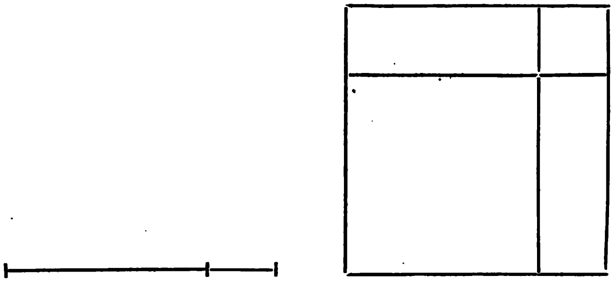
viel wogen, legte erst einen, dann den anderen, dann die Krone in ein mit Wasser bis zum Rande gefülltes Gefäſs, aus dem sie eine gewisse Menge der Flüssigkeit verdrängten, und probierte jedesmal aus, wie viel Wasser er zugieſsen muſste, um den Rand wieder zu erreichen. Da ergab sich: der Goldklumpen war kleiner als der silberne, das Volumen der Krone stand zwischen ihnen; der Betrug war nachgewiesen. — Natürlich konnte man die theoretische Frage auch umkehren, von gleichem Rauminhalt, der am genauesten durch Wasserverdrängung bestimmt wurde, ausgehen und die Verschiedenheit des Gewichts aufsuchen. Und endlich war es eine nahe liegende Vereinfachung, nicht im einzelnen Falle die Stoffe unter sich zu vergleichen, sondern ein für allemal jeden mit dem Wasser, indem man durch Versuche feststellte, wie sich das Gewicht eines bestimmten Volumens der verschiedenen Stoffe zu dem des gleichen Volumens Wasser verhielt; dabei machte sich die Rechnung am bequemsten, wenn man das Gewicht der zu Grunde gelegten Volumeneinheit Wasser als Gewichtseinheit annahm und die übrigen Gewichte durch Vielfache oder Bruchteile dieser Einheit ausdrückte. Dies ist die Formulierung, die heute gilt.

Archimedes hat die Folgerungen aus seinem Funde, die zu der gegenwärtigen Vorstellungsweise und damit zu dem Begriffe des „spezifischen Gewichtes“ geführt haben, noch nicht gezogen, aber nach einer anderen Seite hin den Gedanken, den er durch Umkehrung der ursprünglichen, praktischen Aufgabe gewonnen hatte, weiter gebildet. Er achtete darauf, wie Körper von gleicher Gröſse, die man in Wasser eintaucht, in verschiedenem Grade leichter werden, und fand, daſs der Gewichtsverlust immer genau soviel beträgt, wie das Gewicht der durch den Körper verdrängten Wassermenge. Dies ist das berühmte archimedische Prinzip, das nun wieder eine bequeme Handhabe bietet, um die spezifischen Gewichte zu ermitteln; auch von seinen Anwendungen in der Mechanik wird der physikalische Unterricht erzählen. Was uns hier interessiert, ist die metho-

dische Seite der Sache: wie im Fortgange des Forschens oft das, wonach man sucht, verschoben wird, wie auch auf dem Gebiete der exakten Wissenschaft die Frage sich umbildet[14]).

3. Cicero durfte sich rühmen in Syrakus das von wucherndem Gestrüpp verdeckte Grabmal des Archimedes wieder aufgefunden zu haben. Er erkannte es an dem auf steinerner Säule angebrachten Bilde eines Cylinders und einer Kugel; denn das paſste zu dem ihm bekannten und nun auch wieder, wenn schon verstümmelt, ans Licht gezogenen Epigramm, das den Ruhm dessen verkündigte, der das Verhältnis des Kugelinhaltes zu dem des umschriebenen Cylinders entdeckt hatte (Tuscul. V 23, 64 f.). Diese kleine Geschichte mag gelegentlich dazu dienen, von der Altertumswissenschaft zur Mathematik eine Brücke zu schlagen. Solche Verbindung wäre doch nur äuſserlich; wichtiger und tiefer führend ist ein andrer Zusammenhang, dessen Betrachtung am natürlichsten in den mathematischen Unterricht sich einfügt, dort aber erst dann recht fruchtbar wird, wenn der Lehrer ein lebendiges Interesse für die Griechen und eine gewisse Gewöhnung, mit ihnen zu denken, bei seinen jungen Freunden voraussetzen kann. Fürs Rechnen waren die Alten viel weniger gut daran als wir. Zunächst bei dem mit bestimmten Zahlen fehlte die übersichtliche Anordnung des arabischen Ziffernsystemes, wofür das Rechenbrett doch nur schwachen Ersatz bot. Zwei mehrstellige Zahlen mit einander zu multiplizieren war noch in der Kaiserzeit eine ernsthafte Aufgabe. Beide Faktoren wurden in ihre Einer, Zehner, Hunderter u. s. w. zerlegt, dann mit jedem der Glieder durchmultipliziert, die Produkte einzeln gemerkt und zuletzt addiert, ähnlich wie wir es noch heute beim Kopfrechnen mit zweistelligen Zahlen machen[14a]). Zeichen aber für unbestimmte Zahlen gab es überhaupt nicht; um ihnen beizukommen und ihre Beziehungen auszudrücken, bediente man sich des Hilfsmittels der geometrischen Darstellung. Wilamowitz war gut beraten, als er unter die Stücke aus Euklids Elementen, die sein Lesebuch

bringt, den Beweis des Satzes von den Ergänzungsrechtecken aufnahm, dessen wohlbekannte Figur den Schülern mit einem Schlage deutlich macht, wie die allgemeine Aufgabe, eine Summe mit sich selbst zu multiplizieren, im Altertum angegriffen wurde. Man zeichnete die Summe als Strecke mit zwei ungleichen Abschnitten, und konstruierte das Quadrat über der ganzen Strecke wie über dem gröfseren Abschnitt; in der Ecke des recht-



winkligen Stückes, das übrig blieb, war das Quadrat des kleineren Abschnittes enthalten, und jedes der beiden so herausgeschnittenen Rechtecke drückte den Wert des Produktes der beiden Summenglieder aus[15]. So war durch Konstruktion gefunden, was wir durch Multiplikation mit Buchstaben ableiten: $(a+b)^2=a^2+2ab+b^2$. Reicheres Material zur Erläuterung dieses Verfahrens bietet Max C. P. Schmidt im ersten Bändchen seiner Realistischen Chrestomathie, wo besonders die euklidische Proportionslehre mit ihren an Figuren geführten Beweisen die Abhängigkeit der allgemeinen Arithmetik von geometrischer Darstellung klar erkennen läfst. Auch Quadratwurzeln konnte man, seit der Satz des Pythagoras bekannt war, durch Konstruktion ausziehen[16], wie sie sich ja theoretisch noch heute vollkommener konstruieren als berechnen lassen. Überhaupt hatte diese ganze Methode, die einem modernen Menschen umständlich und schwerfällig erscheinen mag, doch auch ihren Vorzug. Nicht nur das Resultat wurde durch sie anschaulich

hingelegt, sondern auch, in der Zeichnung die dazu führte, der innere Zusammenhang der Rechnung und der berechneten Gröfsen. Einem Tertianer oder Sekundaner, der sich gegen den Begriff der irrationalen Zahl sträubt und nicht glauben will, dafs $\sqrt{2}$ etwas Wirkliches bedeute, weil 2 doch nicht durch Multiplikation gleicher Faktoren entstanden sei, kann man nicht besser helfen, als indem man die Quadratwurzel aus 2 als Hypotenuse eines gleichschenkligen rechtwinkligen Dreieckes hinzeichnet; da sieht er, dafs sie etwas ganz Wirkliches und Greifbares ist. Mit Primanern habe ich gern einmal in einer mathematischen Vertretungstunde diese Verhältnisse erörtert, davon ausgehend, wie in den Ausdrücken Quadratzahl, Kubus, Dimension ein Zeugnis uralter, schöpferischer Gedankenarbeit noch erhalten ist, das lebendig wird und zu uns spricht, sobald wir selber aus gedankenlosem Sprachgebrauch zu der verwunderten Frage erwacht sind, was denn die geometrischen Benennungen in der Arithmetik zu thun haben.

Die Sache hat aber noch einen tieferen Sinn. Durch die Einführung der Buchstabenrechnung im Mittelalter wurde die Algebra unabhängig, und seit der Entdeckung des Descartes (1637) übernahm sie ihrerseits die Führung. Er zeigte, dafs alle geometrischen Gebilde sich vollkommen durch analytische Ausdrücke darstellen lassen; kaum zwei Menschenalter später begründeten Leibniz und Newton die Analysis des Unendlichen, und nun besafs man in der Rechnung ein handliches Mittel, geometrische Beziehungen festzuhalten und selbständig zu verfolgen. So konnten neue Entdeckungen gemacht werden, von deren Gegenständen erst nachträglich die beschreibende Geometrie ein Bild für die Anschauung zu entwerfen hatte. Darin lag eine gewaltige Kraft, aber auch eine gefährliche Versuchung. Der Parallelismus zwischen beiden Formen der Darstellung war bis zu einer gewissen Grenze so vollkommen, dafs die Vermutung erwachte, er bestehe im Grunde auch noch über diese Grenze hinaus. Wenn der Funktion einer Veränderlichen eine Kurve in der Ebene, der Funktion von zwei veränderlichen

Gröfsen eine krumme Oberfläche entspricht, wenn jeder arithmetische Ausdruck von zwei Dimensionen ein ebenes Gebilde, jeder Ausdruck von drei Dimensionen einen Körper bedeuten konnte, so lag es nahe, zu denken, dafs es eigentlich so weiter gehen müsse. Und das forderten konsequente Denker wie Bernhard Riemann wirklich. Ein Gedanke, den schon Platon (Πολιτεία VII 1—3) geahnt hatte, wurde lebendig: dafs die Beschränktheit des Raumes auf drei Richtungen nicht in der Natur der Dinge begründet sei, sondern in der Natur unseres Vorstellens, und dafs dem Raume an sich mehr als 3, auch nicht blofs 4, sondern beliebig viele *(n)* Dimensionen zukämen. Von dieser Behauptung ist, so viel mir bekannt, die mathematische Wissenschaft wieder zurückgekommen und spricht von Gebilden im *n*-dimensionalen Raume nur noch deshalb, weil die geometrische Sprache zu einer einfacheren Ausdrucksweise verhilft. So war es schon einmal, in jener Zeit wo für Zahlen und Zahlenverbindungen die Bezeichnungen „Quadrat, Kubus“ und das verführerische „Dimension“ geschaffen wurden. Und vielleicht wäre der ganze Streifzug ins metaphysische Gebiet unterblieben, wenn man sich kräftiger und deutlicher des Verhältnisses erinnert hätte, in dem Geometrie und Algebra bei den Alten gestanden haben.

Aber wer möchte der Mathematik solches Wagnis nicht gönnen, es ihr nicht vielmehr danken? Mit gutem Grund haben die Griechen diese einzige Wissenschaft schlechthin μάθησις genannt — wie Franzosen und Engländer den Begriff *scientia* auf das Gebiet der exakten Forschung beschränkten. Immer wieder mufs die Hoffnung sich regen, dafs Mathematik die Stelle sei, wo es gelingen könne die Panzerhülle des Nichtwissens, die uns irdische Geschöpfe umgiebt, zu durchbrechen und in die Ordnung und den Zusammenhang der Welt, wie sie an sich ist, einen Ausblick zu thun. Das meinte d'Alembert, wenn er in einem Briefe an Friedrich den Grofsen seine Wissenschaft mit der Metaphysik vergleicht, die auf jene grofsen Fragen, die uns quälen, keine Antwort gebe, und dann fort-

fährt[17]: *Il n'en est pas ainsi de la géométrie, beaucoup plus certaine, parce que l'objet en est plus terre à terre; c'est une espèce de hochet que la nature nous a jeté pour nous consoler et nous amuser dans les ténèbres.* Mathematik und Kinderklapper? — da schüttelt wohl mancher den Kopf. Aber ist es nicht ein eigenes Spiel des Zufalls[18], was Aristoteles uns überliefert, dafs es einer der grofsen Mathematiker des Altertums, Archytas, gewesen ist, der dieses einfachste und unschädlichste Werkzeug zur Übung des Kausalitätsbegriffes erfunden hat?

II.

Zur Himmelskunde.

> Ὄλβιος, ὅστις τῆς ἱστορίας
> ἔσχε μάθησιν,
> μήτε πολιτῶν ἐπὶ πημοσύνην
> μήτ' εἰς ἀδίκους πράξεις ὁρμῶν,
> ἀλλ' ἀθανάτου καθορῶν φύσεως
> κόσμον ἀγήρων,
> πῇ τε συνέστη καὶ ὅπῃ καὶ ὅπως·
> τοῖς δὲ τοιούτοις οὐδέποτ' αἰσχρῶν
> ἔργων μελέδημα προσίζει.
>
> Euripides.[19])

Von den glänzenden äufseren Erfolgen der Naturwissenschaft ist noch garnicht die Rede gewesen; und doch wird man sagen dürfen: durch nichts unterscheidet sich unser Zeitalter so sehr von allen früheren wie durch die gesteigerte Möglichkeit, Naturvorgänge den Zwecken der Menschen dienstbar zu machen. Diese praktische Herrschaft gründet sich auf gewonnene tiefere Einsicht. Erscheinungen, die früheren Zeiten unverständlich waren, sind auf einfachere Thatsachen und Verhältnisse zurückgeführt, aus denen sie nach erkennbaren, festen Gesetzen sich ergeben, und haben so den Charakter des Wunderbaren verloren. Dem würde es, meint man, entsprechen, wenn unter den Elementen, die heute das geistige Leben bestimmen, ein vertrauteres Verhältnis zur Natur sich geltend machte. Da das Erwartete ausbleibt, ist man unzufrieden und, weil doch irgendwer die Verantwortung tragen mufs, so schilt man auf die Schule, zumal auf das Gymnasium, und verlangt Verstärkung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, ohne zu prüfen, wo denn die Wurzel des Übels liegt, das man heben möchte.

Jeder Fortschritt in Erkenntnis und Beherrschung der Natur bedeutet für den, der ihn erringt, ein tüchtiges Stück geistiger Arbeit, also einen inneren Gewinn, für jeden Folgenden aber, der das Errungene kurzerhand benutzt, eine äufserliche Erleichterung, die ihn dem Zusammenhange mit dem natürlichen Kern der Sache fern und ferner rückt; Telephon und Dampfmaschine werden tadellos bedient durch Leute, die von Physik wenig oder nichts verstehen. Und auch wo dieses Verständnis erworben werden soll und deshalb der Gang, den die Forschung genommen hat, in gedrängter Übersicht wiederholt wird, also in der Schule, ist die wachsende Vollkommenheit des Apparates doch nicht blofs förderlich; denn um die zusammengesetzten Experimente, mit denen die neuere Wissenschaft arbeitet, zu ermöglichen, mufs man die einfachen und fundamentalen Vorgänge der unmittelbaren Beachtung entziehen. Natürlich werden auch diese zu Anfang erklärt und anschaulich vorgeführt; aber das kann man nicht stets erneuern. Gewifs erfahren die Lernenden, wie Sauerstoff bereitet und Elektrizität erzeugt wird; braucht man aber beide zu weiteren Versuchen, so nimmt man den einen aus der Vorratsflasche, die andre von der Centrale an die das Lehrzimmer angeschlossen ist. Und da das eigentlich Wirksame bei allem Unterrichte nicht so sehr das bewufst belehrende Wort ist wie die allmähliche und unmerkliche Gewöhnung, so wird sich ganz leise die Vorstellung einschleichen, man habe es da mit Dingen zu thun, die so gut gegeben seien wie Luft und Wasser, während doch gerade in den Untersuchungen, die zur Entdeckung solcher Stoffe und Kräfte geführt haben, das liegt, was die Natur verstehen hilft und den Geist in lebendige Fühlung mit ihr setzt. Der Lehrer mag so viel er kann der falschen Einbildung entgegenwirken; was vermögen die paar Jahre auf der Schule gegen die Eindrücke, die nachher täglich das Leben bringt?

Dies alles wird hier nicht gesagt um zu klagen; das wäre ebenso nutzlos, als wenn einer jammern wollte, dafs der bequeme Postverkehr den Briefstil verdorben hat wie einst die

Erfindung der Schrift das Gedächtnis. Auch wird man mich wohl nicht so mifsverstehen, als wolle ich vor Anschaffung moderner Lehrmittel für den physikalischen Unterricht warnen. Im Gegenteil: was Wissenschaft und Technik bieten, soll man auch für die Schule ausnutzen. Aber man soll die Thatsache anerkennen, dafs der Gewinn den sie bringen mit einem fühlbaren Opfer erkauft wird: je weiter die Naturforschung fortschreitet, je vollkommener die Anwendung ihrer Resultate sich entwickelt, umsomehr wird das Verhältnis des einzelnen Menschen zur Mutter Natur ein mittelbares, mechanisches. Um dagegen zu wirken und es wieder vertraulicher zu gestalten, giebt es wohl manche Mittel. Über eines derselben verfügt gerade das Gymnasium. Indem es den Geist in die Zeiten naiver Naturanschauung zurückversetzt und dort heimisch werden läfst, gewinnt es ihm die Fähigkeit, selber wieder die Natur so anzusehen wie sie sich dem Blicke bietet, ohne dazwischengestellte Prismen und Linsen. Davon soll hier eine Probe gegeben werden mit bezug auf ein Gebiet, in dem die Entfremdung von der natürlichen Betrachtungsweise besonders arg, die Freude, die dadurch verloren geht, besonders greifbar ist.

1. Schon der Sextaner meint zu „wissen“, dafs die Erde eine Kugel ist; in Wahrheit glaubt er es nur. Allerdings werden ihm herkömmlicher Weise die bekannten Beweise mitgeteilt; aber sie zu prüfen und zu beurteilen ist er garnicht in der Lage. Selbst wenn es sich so trifft, dafs er schon eine Mondfinsternis gesehen hat, so ist das doch eben nur eine; dafs sehr viele andere beobachtet worden sind und dasselbe Resultat ergeben haben, wird ihm nur erzählt, und er glaubt es. Vollends der Schlufs, den er aus den Thatsachen ziehen soll, ist nicht sein eigener. So wäre es besser, das was man thut beim rechten Namen zu nennen, auf einen Beweis, der in Wahrheit keiner ist, zu verzichten, damit dieser wichtige Begriff seine volle Kraft für später behalte, und offen einzugestehen: die Kugelgestalt der Erde ist für den Sextaner eine

Annahme, die sich auf Autorität gründet. Die wollen wir denn auch nicht erschüttern. Aber ich wünsche ihm doch in der nächsten Klasse — in Sexta sind griechische Sagen seit 1892 nicht mehr erlaubt — einen Lehrer, der ihn mit seiner unreifen Gelehrsamkeit tüchtig auslacht und ihm zumutet, wenigstens in einer Stunde jede Woche sich die Welt so vorzustellen, wie sie der Vater Homer gedacht hat: die Erde als runde Scheibe, rings von Wasser umflossen, darüber den Himmel als hohes blaues Gewölbe. Etwas ähnliches sieht er wirklich; und er soll doch, das verlangen mit Recht gerade die Naturforscher, lernen zu beobachten, d. h. sich dessen was er sieht bewufst zu werden. Das wird allen denen, die man in unteren Klassen über das Sonnensystem unterrichtet, künstlich ausgetrieben; so müssen wir versuchen, ihnen die verlorene Anschauung künstlich zurückzugeben. In den folgenden Jahren befestigt sich dann hoffentlich durch selbständige Lektüre das Bild noch mehr, so dafs später der Obertertianer imstande ist, sich aus eigner Kraft darüber zu wundern, dafs Ovid, wo er die Schöpfungsgeschichte erzählt, die Erde als Kugel beschreibt, ja auf ihr schon die fünf Zonen kennt (Met. I 12. 45 ff.). Also zur Zeit des Kaisers Augustus wufste man dies; seit wie lange? Herodot berichtet (IV 42) von einem wissenschaftlichen Unternehmen des Königs Necho, der phönizischen Schiffern aufgetragen habe, durch das Rote Meer nach Süden zu fahren, womöglich Afrika zu umsegeln und dann durch die Säulen des Herakles ins Mittelmeer zurückzukommen. Glücklich seien die Leute im dritten Jahre wieder in Ägypten angelangt und hätten etwas ganz Unglaubliches erzählt: bei der Fahrt um Afrika habe ihnen die Sonne zur Rechten, also im Norden, gestanden. In Obersekunda, wo diese Geschichte immer einmal vorkommt, sind Verstand und Interesse wach genug, um sie richtig zu würdigen: wie gerade in der Angabe, die der alte Geschichtschreiber nicht glauben wollte, für uns die Gewähr liegt, dafs jene Phönizier wirklich auf der südlichen Halbkugel von Osten nach Westen gefahren sind. Der Schüler sieht dabei, dafs Herodot von der

wahren Gestalt der Erde noch nichts wufste, und mag nun von seinem Lehrer erfahren, wann und durch wen diese Ansicht zur Geltung gebracht worden ist. Parmenides war wohl der erste, der sie vertrat[20]), wenn er sie nicht von den Pythagoreern übernommen hatte. Jedenfalls gehörte sie später zur pythagoreischen Lehre und ist schon in dieser Schule, von Philolaos, dahin weitergebildet worden, dafs die Erde ein Stern sei, der sich mit anderen im Kreise um ein gemeinsames, Licht und Wärme gebendes Centrum bewege[21]). Auch der klarere Gedanke, dafs dieses Centrum unsere Sonne sei, ist mehrfach schon im Altertum aufgetaucht[22]), ohne doch durchzudringen; der Erkenntnis von der Kugelgestalt der Erde aber hat Aristoteles zum Siege verholfen.

Von da bis zur That des Kopernikus, der endgiltig die Erde den Planeten einreihte, war freilich noch ein weiter Weg. Wir thun gut auch der heutigen Jugend fühlbar zu machen, wie schwer es sein mufste ihn zu gehen; denn nur so bekommen sie eine Ahnung von der ungeheuren Umwälzung der Gedanken, zu der er geführt hat[23]). Jahrhunderte lang hat die Menschheit mit der neuen Erkenntnis gerungen, ehe sie sich entschlofs, ihr zu liebe den Glauben an das, was der Augenschein lehrte, zu opfern; und diese selbe Erkenntnis wird heute zehnjährigen Knaben auferlegt! Es kann ja wohl nicht anders sein; wir können die Kinder nicht in eine Umgebung versetzen, wo sie von moderner Weltansicht unberührt bleiben. Aber wenigstens wollen wir sie anhalten, zwischendurch auch wieder mit ihrem Nachdenken bei der älteren Anschauung zu verweilen, die dem natürlichen Sinn so viel besser zusagt, und die doch in einer Menge versteckter Beziehungen noch heute fortwirkt[24]).

2. Die Alten kannten sieben Planeten: Mond und Sonne rechneten sie mit, die Erde natürlich nicht, ebensowenig Uranus und Neptun, die noch nicht entdeckt waren. Also: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Iuppiter, Venus, Saturn — allerdings eine Zusammenstellung, über die unsere aufgeklärten Tertianer lächeln. Fragt man aber, welche von den fünf zuletztgenannten

sie schon gesehen haben und am Himmel wieder zu finden wissen, so wird die Antwort in der Regel nicht sehr zuversichtlich ausfallen. Darin hatten nun wieder die Alten ihre Stärke. Sie beobachteten, was in der Natur vorging, und fanden sieben bewegliche Himmelslichter, die sie zu einer bedeutungsvollen Gruppe zusammenfafsten. Das Interesse daran war deshalb so grofs, weil uralter Glaube dem Menschen sagte, dafs in den verschlungenen Bahnen dort oben ihren eignen irdischen Schicksalen die Wege vorgezeichnet seien. Jeder Planet, glaubte man, habe einen Tag lang die Herrschaft; deshalb sind nach ihnen in frühester Zeit von den Babyloniern die Tage benannt worden, nach ihrer Zahl ist die Woche gebildet[25]. Die Bezeichnungen haben sich bis heute erhalten, wenn auch im Deutschen nicht vollständig und zum Teil mit Ersetzung der römischen Götter durch germanische. Nimmt man die französischen und englischen Namensformen hinzu, so läfst sich die ursprüngliche Reihe wieder herstellen: Mars ist Zio (franz. *mardi*, ahd. *Ziestac*, engl. *Tuesday)*, Merkur zu Wodan geworden *(mercredi, Wednesday)*, dem Iuppiter entspricht Donar, nordisch Thor *(jeudi, Donnerstag, Thursday)*, für Venus ist mit einer kleinen Verschiebung Frîa, Wodans Gemahlin, nordisch Frigg, eingetreten *(vendredi, Freitag, Friday)*; Saturn ist nur im englischen Namen des letzten Wochentages *(Saturday)* erhalten und im friesischen *Saterdag*. In dieser Vergleichung haben die Schüler ein Stückchen Kulturgeschichte, ein selbsterarbeitetes; und zugleich ist ihnen ein schönes Stück ehrwürdiger Natur wie zu persönlicher Bekanntschaft wieder nahe gebracht. Ganz recht, wenn sie sich nun um die beiden äufsersten Planeten, die doch niemand sehen kann, wenig kümmern, die alten aber unter den Fixsternen aufsuchen, wozu es ja an Hilfe[26] nicht ganz fehlt, und, wenn es sich so fügt, eine Zeit lang auf ihrer Wanderung verfolgen.

3. Die Bewegungen von Mond und Sonne sind für alles menschliche Leben so einflufsreich, dafs es wohl auch in unserm papiernen Zeitalter kaum jemanden giebt, der gar nicht

darauf achtet. Immerhin habe ich schon manchen Sekundaner und Primaner gefunden, der überrascht war, dafs „Mond“ und „Monat“ eigentlich dasselbe ist. Zu dieser Entdeckung sollten wir aber doch allen verhelfen, damit sie erkennen, dafs ein Monat ursprünglich nicht blofs der zwölfte Teil eines Jahres ist, sondern ein Ganzes von selbständiger Bedeutung. Darüber einmal nachzudenken giebt wieder den besten Anlafs die Geschichte und die Redeweise der alten Völker.

Homer, wenn er die Grenze zweier Monate bezeichnen will, sagt (τ 307): τοῦ μὲν φθίνοντος μηνός, τοῦ δ' ἱσταμένοιο, d. i. wörtlich: „wenn der eine Mond schwindet, der andere sich einstellt.“ Plutarch meint, Solon sei der erste gewesen der diese Worte richtig verstand, indem er den Tag, an dem das Abnehmen des Mondes aufhört und das Anwachsen wieder beginnt, ἕνη καὶ νέα nannte: „der alte und der neue (Mond).“ Die Bezeichnung ist in der That sehr treffend; denn genau genommen vollzieht sich der Übergang in einem Augenblick, so dafs ein Teil des Tages dem vorigen, ein Teil dem folgenden Monat zuzurechnen ist. Damals war noch der Gang des Mondes die Grundlage der ganzen Zeitrechnung. Man zählte seine Umläufe und fafste so viele davon zusammen, dafs der Beginn jeder neuen Reihe wieder in dieselbe Jahreszeit traf. Auf die Dauer aber wollte das nie stimmen, weil die Umlaufszeit des Mondes nicht ohne Rest in die der Sonne aufgeht. Erst Cäsar hat gesehen, wie Abhilfe zu schaffen sei, und hat das Jahr ein für allemal als Sonnenjahr festgelegt, die einzelnen Monate so abgegrenzt, dafs sie zu zwölfen den Kreis ausfüllen. Damit war denn die Verwirrung beseitigt, aber freilich um den Preis, dafs unsre Monate nun etwas willkürlich Festgesetztes sind und nicht mehr viel gemein haben mit den wirklichen und wirksamen Mondperioden, die doch im Leben der Natur ihr Recht behaupten.

4. Der Wechsel der Jahreszeiten macht sich unmittelbar fühlbar genug. Aber der Bauer, der Seefahrer, der Geschäftsmann bedurfte schärferer, von Zufälligkeiten der Witterung unabhängiger Termine und fand sie in den Stellungen des Fixstern-

himmels, dessen regelmäfsiges Fortschreiten sich dem natürlichen Sinn aufdrängte. Für den Zögling einer modernen höheren Schule wäre es schon eine ganz achtbare Leistung, wenn er von selber dazu käme, zu beobachten, wie die Sterne, die er an einem ihm bekannten östlichen Horizonte über Bäumen und Dächern sich erheben sieht, an jedem folgenden Tage um die gleiche Stunde ein Stückchen höher gerückt sind. Nun mag man ihn anregen es zu sehen, und vorwegnehmen, was er nachher selber bestätigt finden soll, wie sie sich gleichmäfsig vorwärts schieben, aber nach Jahresfrist genau am alten Platze stehen; woraus sich denn durch einfache Rechnung ergiebt, dafs die einzelnen Sterne täglich etwa vier Minuten früher aufgehen als am Tage vorher. Diese Anschauung war den Alten ganz geläufig, die Vorstellung einer bestimmten Jahreszeit mit dem entsprechenden Bilde, das der nächtliche Himmel darbot, fest verbunden. Orion, der drohend oben steht oder gegen Morgen sich zum Untergange neigt, deutet die stürmische Zeit des Winters an (Vergil Aen. IV 52. Horaz Od. III 27, 18). Die vierzig Tage im Frühling, während deren die Pleiaden gar nicht zu sehen sind, bringen das Korn zum Reifen; sobald sie wieder zum Vorschein kommen, Ende Mai, soll in Griechenland die Ernte beginnen (Hesiod ἔργα 383 ff.).

Mit diesem Beispiel haben wir das berührt, was ja eigentlich die Hauptsache war, die genaue Grenzbestimmung. Eine solche ergab sich ohne Mühe, wenn ein Auf- oder Untergang, der längere Zeit nicht beobachtet werden konnte weil er in die hellen Tagesstunden fiel, zum erstenmal wieder sichtbar wurde, oder auch umgekehrt, wenn der bisher beobachtete zuerst sich der Wahrnehmung entzog. Dafs die Pleiaden im Osten aufsteigen, geschieht im Laufe des Sommers immer früher, die Dauer ihrer Sichtbarkeit wird immer gröfser; jetzt stehen sie bereits am Himmel, wenn abends die Sonne verschwunden ist, und bleiben die ganze Nacht hindurch, aber der Platz, den sie mit Ende jeder Nacht erreicht haben, rückt immer tiefer: endlich ist es so weit, dafs man des Morgens, ehe die Sonne

kommt, sehen kann, wie das Siebengestirn im Westen unter den Horizont sinkt. Der Tag, an dem dies zuerst möglich war, nach Plinius (Nat. hist. II 47) der 3. November, bedeutete für die Mittelmeerländer das Ende der Seefahrt (Hesiod ἔργα 618 ff.), den Eintritt des Winters. Und wir verstehen die Unruhe von Hannibals Soldaten, die sich zu dieser Zeit (*occidente iam sidere Vergiliarum,* Livius XXI 35) noch in den Alpen befanden und vom ersten Schneefall betroffen wurden. In dieselben Tage wie dieser „Frühuntergang" der Pleiaden fällt der „Spätuntergang" des Arkturus, d. h. der Zeitpunkt, wo dieser helle Stern, dessen Sichtbarkeit während der ersten Nachtstunden schon immer kürzer geworden ist, endlich zum letztenmale noch erkannt werden kann, wie er in der Abenddämmerung, hinter der Sonne her, unter den Horizont geht. Das geschah nach Plinius (Nat. hist. XVIII 74) am 2. November. Man konnte also auch durch den untergehenden Arkturus (*Arcturi cadentis impetus,* Horaz Od. III 1, 27) den Spätherbst bezeichnen; doch auch den Frühherbst durch seinen Aufgang, der für die Griechen etwa am 10. September[27]) zuerst im Morgengrauen sichtbar wurde. Dieser Zeitbestimmung — durch den Frühaufgang des Sternes, der auch für uns in manchen Nächten zweimal am Himmel erscheint, — bedienen sich Hesiod (ἔργα 566. 610) und Thukydides (II 78 περὶ ἀρκτούρου ἐπιτολάς); und sie hat wohl Sophokles im Sinne, wenn er, allerdings in sehr abgekürzter Redeweise, die sommerliche Weide der Herden dauern läſst „vom Frühling bis zum Arkturus" (Oed. Tyr. 1137).

Man wird fragen, warum wir uns mit diesen immerhin unvollkommenen Zeitbestimmungen quälen sollen, da ja für wenige Groschen ein Kalender zu kaufen sei, in dem alles genau verzeichnet steht. Ich meine doch, es liegt ein eigener Reiz darin, daſs man wieder lernt mit eigenen Augen aus der Natur etwas von ihren unvergänglichen Ordnungen und Gesetzen herauszulesen. Und übrigens sind wir genötigt diese Dinge zu erklären, weil sie in den alten Schriftstellern überall vorkommen[28]). Darauf hat schon Quintilian (I 4, 4) hingewiesen. Auch der

Unterschied, der hier zwischen früherem und späterem Altertum besteht, ist lehrreich; Homer spricht von den Gestirnen und ihrem Wandel in ganz natürlicher Weise, sie sind ihm ein Stück der eigenen Anschauung; für Horaz dagegen sind sie ein konventioneller Bestandteil der Poesie, er schildert sie nicht so, wie er selber sie gesehen, sondern wie er sie bei seinen griechischen Vorgängern beschrieben gefunden hat, und sagt in folge dessen manches, was für den Horizont von Rom gar nicht paſst[29]). Die Hauptsache bleibt doch, daſs wir, Lehrer und Schüler gemeinsam, so oft sich Anlaſs bietet, bemüht sind es zu einer deutlichen Vorstellung von diesen Dingen zu bringen; denn so finden wir uns selbst mehr und mehr am Himmel zurecht: die wichtigsten Sternbilder werden uns bekannt mit ihrer Bedeutung, fast darf es heiſsen ihrer Geschichte. Wir sehen dann mit offnerem Sinn und bewuſsterer Freude zu ihnen auf, wenn sie heute wie gestern, im Wechsel der Jahreszeiten und an fremdem Orte, als gute Bekannte zu uns herunter grüſsen: Perseus und Andromeda, die Zwillinge, Schwan und Adler, Stier, Widder, Löwe, die Capella im Fuhrmann und die Vega in der Leier. Der schönste unter allen ist der Sirius, dessen buntes Geflacker den Alten Furcht erweckte (Homer X 26 ff.; Vergil Aen. X 273 ff.), der groſse Hund, der als Begleiter des Jägers Orion in der Winternacht über den Himmel zieht, und nach dem die Hundstage ihren Namen haben. Nach dem winterlichen Gestirn die heiſseste Zeit des Sommers — es ist doch wohl der Mühe wert, sich darüber zu wundern. Der Grund aber, auf dem das beruht, läſst sich wieder nur finden, wenn man die mühsame Lehre vom „Frühaufgang“ zu Hilfe nimmt[30]). Den Sommer hindurch fällt der Aufgang des Hundsternes in den Vormittag, kann also nicht beobachtet werden; Ende Juli wird er für die Anwohner des Mittelmeers zuerst wieder sichtbar, wie er morgens, der Sonne kurz vorauf, im Osten am Himmel emporsteigt: so meinte man, daſs er es sei, der dem freundlichen Tagesgestirn im Juli und August die stechende Glut verleihe.

III.

Geographisches.

> Μήτηρ, μεγίστη δαιμόνων Ὀλυμπίων,
> μέλαινα Γῆ.
>
> Solon.

Zu den Wissenschaften, deren Behandlung in den amtlich vorgeschriebenen Lehrplänen den weitesten Spielraum für Verbesserungen bietet, gehört die Geographie, die sichtbar durch das Bestreben geschädigt worden ist, die drei Formen der höheren Schule so viel wie möglich gegen einander auszugleichen. An den Realanstalten könnte dieses Lehrfach geradezu eine centrale Stellung einnehmen, fast wie Latein und Griechisch am Gymnasium[31]); es könnte für einen Teil der Naturwissenschaften, für Mathematik, neuere Sprachen, Geschichte, für Belehrungen über Volkswirtschaft und Staatseinrichtungen das einigende Band abgeben, das bisher jedenfalls den Oberrealschulen, an denen die sprachliche Bildung in zweite Linie gerückt ist, noch fehlt. Ein ganz leiser Ansatz nach dieser Richtung hin ist dadurch gemacht, dafs seit 1902 die lateinlosen Schulen auch in den oberen Klassen doch eine Stunde Geographie wöchentlich haben; aber das ist für sie zu wenig, und auch an den Realgymnasien sollte sie auf dieser Stufe nicht völlig verschwinden. Wiederholt habe ich in den letzten Jahren in der Untersekunda meines Realgymnasiums den geographischen Unterricht selber gegeben, mit vieler Freude, aber zugleich mit dem schmerzlichen Gedanken, dafs nun gerade in dem Alter, wo erst das rechte Verständnis anfängt, dieser Gegenstand ganz wegfällt; doch wohl aus keinem andern

als dem ganz äufserlichen Grunde, dafs auf der entsprechenden Stufe des Gymnasiums kein Raum für ihn ist. Und hier wieder hat die Geographie unter der Verkürzung der alten Geschichte mitgelitten.

Denn der Boden, aus dem die Schüler des Gymnasiums den Hauptteil ihrer geographischen Bildung gewinnen sollen, ist die alte Welt. Man darf nur nicht vergessen, dafs es hier wie überall in den höheren Schulen nicht so sehr darauf ankommt ein Wissen zu überliefern, als ein Können zu entwickeln. Kenntnisse kann einer, der sie nicht hat, jederzeit sich verschaffen. die Fähigkeit, Verstand und Sinne zu gebrauchen, nicht ebenso; sie will durch Gewöhnung erzogen sein. Dies ist auch hier die eigentliche Aufgabe des Unterrichtes. Es gilt zu lernen, wie man Karte und Beschreibung auf einander bezieht, die Thatsachen, die hier oder dort verzeichnet stehen, zu lebendigen Folgerungen verwertet, von der Gestalt und den natürlichen Verhältnissen einer Landschaft im Geiste ein anschauliches Bild herstellt. Dies ist aber nur erreichbar bei einem Stück Erde, mit dem die Schüler nicht blofs in den paar Geographiestunden zu thun haben, sondern das sie täglich beschäftigt, in dessen Kultur und Geschichte sie heimisch werden, dessen Geisteserzeugnisse in den Werken der Litteratur sie mit eigner Mühe durcharbeiten. Ein solches Stück ist für jeden Deutschen das eigne Vaterland; darüber hinaus aber, mit einer Fülle örtlicher und zeitlicher Verhältnisse die in Mittel-Europa nicht zur Geltung kommen, der Kreis der Länder, in denen die griechische und römische Geschichte sich abgespielt hat. Das ist freilich ein beschränktes Gebiet, aber eines von grundlegender Bedeutung auch für die geographische Wissenschaft; ist doch seine längliche Gestalt daran schuld, dafs noch heute die Ausdehnung von Osten nach Westen als Länge (μῆκος), die nordsüdliche als Breite (πλάτος) bezeichnet wird[32].

Dafs man keinen Geschichtschreiber lesen soll, ohne die Karte daneben zu legen, ist eine alte Regel; noch wichtiger doch, dafs einer die Gedanken bei der Hand hat. *Flumen est*

Arar, quod per fines Aeduorum et Sequanorum in Rhodanum influit incredibili lenitate: so liest der Untertertianer, wohl schon in den ersten Wochen (bell. Gall. I 12). Cäsar erwähnt das langsame Gefälle der Saône, weil das für die Überschreitung des Flusses und die Kämpfe, die dabei stattfanden, wichtig ist; der Leser kann aber noch an etwas anderes denken. Er hat sich früher gewundert, warum nicht untere Rhone und Saône unter einem Namen begriffen werden, da sie doch in der Richtung zusammenfallen; jetzt entdeckt er den Grund: wenn die Langsamkeit des einen Stromes auffällt, so mufs der andere schneller fliefsen; dadurch beweist er seine Einheit. Wer heute Lyon besucht, macht unter geänderten Verhältnissen die alte Beobachtung; geht er zur Spitze der schmalen Landzunge vor, die beide Flüsse kurz vor ihrer Vereinigung trennt, so zeigt sich: die Saône ist durch ein Wehr zurückgestaut, um gegen die hereinbrechende Wassermenge des zu Zeiten stark anschwellenden Rhodanus gesichert zu sein. Für die Schiffahrt wird die Stufe durch Schleusen überwunden; und während man auf der Rhone oberhalb dieser Stelle kein anderes schwimmendes Material sieht als eine Menge plumper, festgelegter Kähne zum Spülen der Wäsche, herrscht auf der anderen Seite der Stadt lebhafter Verkehr von Dampfern uud Frachtschiffen, die von hier aus zu drei wichtigen Kanälen des Binnenlandes gelangen können.

Auch bei Dichter-Lektüre findet der junge Geograph seine Rechnung. Wo die Freier in der Odyssee dem Königsohn auflauern; warum dieser, als er aus Pylos zurückkehrt, von Athene angewiesen wird am ersten Vorsprung der Insel anzulegen (ο 36); welchen Weg Eumäos und der Bettler nach der Stadt nehmen müssen, wie viel Zeit etwa er erfordert: das alles läfst sich, wenn der Lehrer nur wenig hilft, zu klarer Vorstellung bringen [33], wodurch die ganze Erzählung viel volleres Leben gewinnt. Nicht minder gut weifs der blinde Sänger auf dem Ägäischen Meere bescheid. Wenn er den zürnenden Achill drohen läfst, er werde nach Hause fahren und könne am dritten Tage in Phthia sein

(I 363), so ist das nicht aus der Luft gegriffen; die Schüler mögen selbst nachmessen und berechnen, wie viel Knoten in der Stunde bei solcher Fahrt gemacht werden mufsten. Genauer beschrieben ist sie in der Odyssee (γ 169 ff.), wo die heimkehrenden Griechen in Lesbos überlegen, welchen Weg sie einschlagen sollen: nördlich von Chios durchs offene Meer auf Euböa zu, oder südwärts um Chios herum und an den Inseln entlang. Sie wählen den ersten; die einzelnen Stationen werden angegeben, mit völlig sachgemäfser Zeiteinteilung. Der Knabe, der sie auf der Karte verfolgt, hat damit angefangen sich in diesem historisch so wichtigen Meeresteil wirksamer zu orientieren als durch irgend ein modernes Lehrbuch, weil es leibhaftige, ihm schon befreundete Menschen sind, die er auf ihrer gewagten Fahrt begleitet.

Sie führt ihn weiter, nach Süden, um Malea herum, wo diesmal der greise Nestor ungefährdet vorbeikommt. Sonst war es eine der schlimmsten Stellen für den griechischen Seefahrer. Menelaos (γ 287), Agamemnon (δ 514), Odysseus (ι 80) sind dort von Strömung und Nordwind fortgerissen worden, der letzte sogar, wenn wir seiner eigenen Erzählung glauben, zweimal; schon auf der Hinfahrt nach Troja hatte er von der Südspitze des Peloponnes aus einen unfreiwilligen Abstecher nach Kreta gemacht (τ 187). Woher an dieser Stelle die starke Strömung? Das wird der Lehrer aus den Wasserverhältnissen des Mittelmeers, das schnellerer Verdunstung ausgesetzt ist aber viel weniger Zuflufs empfängt als das benachbarte Schwarze Meer, unschwer erklären. Und damit nimmt diese merkwürdige Thatsache in den Gedanken des Schülers einen viel festeren Platz ein, als wenn er sie nur so „gelernt“ hätte. Doch er soll nicht blofs nach den Ursachen fragen, auch nach den Folgen. Wenn dieses Vorgebirge so schwer zu passieren war, so suchten die Griechen wohl nach Möglichkeit es zu vermeiden, und den Verkehr mit den westlichen Gewässern lieber auf einen andern Weg zu lenken? Das thaten sie wirklich; die Gefahr des Verschlagenwerdens oder des Schiffbruches bei

Malea wog schwerer als Mühe und Kosten einer Umladung auf dem Isthmus; daher die Blüte von Korinth.

Der steife Boreas, der während des Sommers im Archipel weht, ist ein Monsun, den mächtigeren so benannten Luftströmungen im Gebiete des Indischen Oceans gleichartig. In der warmen Jahreszeit ist die Luft über der Sahara erheblich stärker erhitzt und deshalb dünner als die über der Wasserfläche des Mittelmeeres; so kommt es, dafs unablässig ein Ausgleich zwischen Druck und Auflockerung sich vollziehen mufs, wobei die kältere Luft von Norden nach Süden fliefst. Hält man diese Thatsache im Gedächtnis, so begreift man, wie wichtig es für die Athener war, am Nordrande des Inselmeeres eigne Besitzungen zu haben — in Thasos, auf dem Chersones —, um von da aus schnell überall hin kommen zu können, ein Verhältnis, das in Herodots etwas anekdotenhaft ausgeschmücktem Bericht über die Einnahme von Lemnos (VI 139 f.) doch deutlich hervortritt. Auf dem Besitz der Nordküste beruhte später die Überlegenheit des Königs Philipp von Makedonien; er hatte in dem herrschenden Winde für seine schnellen Unternehmungen einen starken Bundesgenossen, was Demosthenes (I. Phil. 31 f.) richtig erkannte. Demselben Nordwinde verdankte die Insel Delos ihre kommerzielle und damit wohl auch ihre religiöse Bedeutung, weil sich in dem Sunde zwischen ihr und der benachbarten Rheneia ein sicherer Ankerplatz bot, der bei nördlicher Windrichtung ebenso bequem aufgesucht wie verlassen werden konnte. Es ist ein Vergnügen all diesen Beziehungen nachzugehen, wie sie ein köstliches Buch über die Geographie von Griechenland unlängst in grofsem Zusammenhang aufgedeckt hat[34]).

Noch an andern Stellen des Mittelmeeres als vom Hellespont nach Süden giebt es Strömungen, die für die verdunstete Wassermenge Ersatz zuführen; so vor allem in der Strafse von Gibraltar, wo es vom Ozean her beständig hereinflutet. Die Kunde von solcher auffallenden Erscheinung mag durch phönizische Seeleute früh nach dem Osten gebracht worden

sein; so ist die geistreiche Vermutung[35]) berechtigt, es sei aus dieser Anschauung Homers Lehre entstanden, dafs alle Flüsse und Quellen im Okeanos ihren Ursprung haben (Φ 195 ff.) — Dafs die Völker, die das Mittelmeer befuhren, Ebbe und Flut nicht kannten, sehen wir nicht nur aus dem Schweigen darüber, sondern noch deutlicher aus den Schwierigkeiten, mit denen die Römer zu kämpfen hatten, als sie in fremden Gewässern der unheimlichen Naturerscheinung zuerst gegenüber standen. Cäsar lernte es damit fertig zu werden, als er an der Westküste von Frankreich die Veneter bekriegte (bell. Gall. II 12 ff.); trotzdem mufste er zwei Jahre später in Britannien erleben, dafs ihm zur Zeit des Vollmondes ein grofser Teil der Schiffe, auf denen er sein Heer über den Kanal zurückschaffen wollte, durch eine unerwartete Springflut zerstört wurde (IV 29). Noch schlimmer ging es im Jahre 15 n. Chr. den Soldaten des Germanicus, die auf einem Marsche längs der friesischen Küste sich zu weit in die Watten vorwagten und von der Flut ereilt wurden (Tacitus Ann. I 70). Aus Thatsachen dieser Art den richtigen Schlufs zu ziehen sind unsere Schüler durchaus im stande. Kommt noch hinzu, was sie bei Herodot lesen, dafs dieser, der die Gezeiten vom Roten Meere her kannte (II 11), sie vereinzelt im Mittelmeer[36]) bei Thermopylä, also im innersten Winkel eines schmalen Meerbusens, wiederfand (VII 198), so haben sie über das wichtigste Stück der Meeresnatur eine Kenntnis erhalten, die ihnen Freude macht und zu dauern verspricht, weil sie nicht fertig übernommen, sondern mit eigenem Verstande erarbeitet ist.

Für geographische Betrachtungen wird Herodot auch sonst reiche Ausbeute gewähren, zum Teil freilich dadurch, dafs er zeigt wie dürftig doch nach vielen Seiten hin das Wissen der Alten war. Die Donau dachte er sich symmetrisch zum Nil, nach Lage der Mündungen wie in der Richtung des Laufes: der eine Flufs durchschneide Afrika in der Mitte, der andre Europa (II 33 f. 26); die Quelle der Donau sollte bei den Pyrenäen liegen (II 33); von den Alpen weifs er überhaupt nichts, nennt

aber einen Flufs Alpis, der aus Umbrien komme und in die Donau gehe (IV 49). Wenn einzelne Schüler, was gewifs nicht ausbleibt, über solche Ansichten lächeln, so giebt dies Anlafs daran zu erinnern, dafs die Überlegenheit, in der sie sich fühlen, nicht ihr persönliches Verdienst ist, sondern das Ergebnis einer langen Kultur-Entwickelung — wie Leute, die von der Höhe des Kölner Domes auf die unten Gehenden herabsehen, darum doch nicht gröfser sind als diese. Von der Richtung eines Gebirges, dem zusammenhängenden Lauf eines Flusses, von der Gestalt eines Landes wie der Dreiecksform Siciliens, das sie *Trinacria* nannten, eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, das war für die Alten eine wirkliche Leistung; denn sie mufsten alle einzelnen Züge der Natur selber entnehmen und dann mit der Bildkraft des eigenen Geistes ein Ganzes daraus schaffen. Heutzutage ist es schon eine ganz achtbare geographische Bildung, wenn jemand versteht den Atlas zu lesen.

Immerhin wollen wir diese Kunst nicht geringschätzen und mit den Schülern fleifsig üben. Denn wenn sie aus den Kartenbildern, die durch menschliche Geistesarbeit geworden sind, rückwärts die Züge der Wirklichkeit herauslösen und mit einer thätigen Phantasie erfassen, so geht auch dabei das einzelne durch ihren Verstand hindurch und bringt diesen in Bewegung. Dafs Rom da entstanden ist, wo drei kraftvolle Völker mit ihren Handelsinteressen zusammenkamen, weit genug von der Küste um gegen Seeräuber sicher zu sein, aber doch nicht höher am Flusse hinauf, als dafs man von da aus die See befahren konnte, — ein Umstand, dessen Bedeutung schon Livius (V 54, 4) vollkommen würdigt —; wie die kleinasiatischen Griechen, die um 600 v. Chr. Massalia, das jetzige Marseille, gründeten, von der Mündung der Rhone sich fern hielten, weil der reifsende Strom viel Sand mitführte und deshalb kein tiefes Fahrwasser bot, aber doch so nahe blieben, dafs ihnen das breite Flufsthal als Strafse ins Innere des Landes allezeit offen stand; warum Epaminondas die Bundesstadt der Arkader ge-

rade in der Ebene erbaute, durch die der Weg von Sparta nach Elis ging: dies und vieles Ähnliche wird in der Schule nicht gelehrt und gelernt, sondern gefunden. — Von Rom nach Campanien gab es zwei Strafsen: die alte Latinische, die, den natürlichen Verhältnissen sich anpassend, an den Bergen hin und durchs Thal des Tolerus führte, und den Steindamm der Via Appia, der zur Zeit des zweiten Samniterkrieges schnurgerade durch die Pomptinischen Sümpfe gelegt wurde. Woher dieser Bau zu dieser Zeit? das erkennen auch die Schüler ganz gut und bringen zur Vergleichung ähnliche Anlagen aus neuerer Zeit bei, etwa die „Kanonenbahn", die nach dem französischen Kriege von Berlin über Nordhausen, Wetzlar nach Metz durchgeführt wurde. Auch sonst regen die Strafsenzüge, die auf der Karte verzeichnet sind, zum Nachdenken an: so die uralte „Salzstrafse", auf der die Sabiner sich von Rom aus mit diesem unentbehrlichen Gewürz versorgten, oder die via Domitia, die gleich nach Eroberung von Gallia Narbonensis gebaut wurde und demselben Zwecke diente wie diese ganze Provinz, die Landverbindung zwischen Italien und Spanien zu sichern.

Betrachtet man die Grenzen dieses Teiles von Gallien, den Cäsar als römischen Besitz vorfand, so zeigt sich, dafs sie überall durch natürliche Verhältnisse bestimmt sind. Wichtig ist dabei die grofse centrale Gebirgsmasse, deren Rand steil zum Rhone-Thal abfällt; und dieses selbe Gebirgsland begrenzt heute, wenn auch in etwas anderer Linie, den Bereich der *Langue d'oc.* Auf diese Übereinstimmung werden die Schüler von selbst aufmerksam, wenn man sie veranlafst — was nicht oft genug geschehen kann — die moderne Karte mit der alten zusammenzuhalten. Dafs Ober-Italien im Altertum als *Gallia Cisalpina* für sich stand, ist kein Zufall; der Zug des Apennin von Genua nach Ancona bildete für Eroberungszüge wie für freundlichen Verkehr eine schwer zu überwindende Schranke. Und auf demselben Gebirgskamm läuft noch heute nicht nur eine italienische Provinzialgrenze, sondern die Scheidelinie zweier Kulturgebiete. — Auch auf bemerkenswerte Unterschiede

führt die Vergleichung der Karten. In Ravenna war eine der beiden römischen Flotten-Stationen; jetzt liegt die Stadt eine deutsche Meile vom Strande ab. Noch stärker ist weiter nördlich, wo der Po mündet, die Küste vorgeschritten, und ebenso am Ausfluſs der Rhone. Die Schüler haben auch hier den Gewinn eine lehrreiche Beobachtung selber zu machen, auf Grund deren man ihnen dann zumuten darf, zu glauben daſs die ganze Po-Ebene ein allmählich ausgefüllter Busen des Adriatischen Meeres ist.

In etwas anderem Sinne vergleichen lassen sich die Plätze, an denen berühmte Weinsorten der Alten wuchsen, mit den entsprechenden bei uns. Der Falerner gedieh auf sanft ansteigendem Gelände an der Küste des Tyrrhenischen Meeres, der *ager Caecubus* war geradezu eine Sumpfebene. Aus ähnlichem Boden zog in Ägypten der Mareotische Wein seine Kraft[37]), den Kleopatra gern trank (Horaz Od. I 37, 14); auch das gute Weinland auf der Ziegeninsel, das Homer beschreibt, waren feuchte und lockere Wiesen. Bei uns wäre Weinkultur an solchen Stellen undenkbar. Warum? Die Frage mag wieder der Lehrer wecken; die Antwort wird ihm schon gebracht werden. Sie läſst daran denken, daſs aus den Reben, als sie unter den nördlicheren Himmelstrich verpflanzt wurden, etwas wesentlich Neues geworden ist. Und dabei wird wenigstens ein rheinischer Junge immer gern sich des Kaisers erinnern, der — erst im dritten Jahrhundert — die Gesetze, welche die Anpflanzung von Wein in den Provinzen einschränkten, aufgehoben hat, der dadurch der Vater auch des deutschen Weinbaus geworden ist, und der — *nomen et omen* — *Probus* hieſs[38]).

Wie in bezug auf den Boden, so waren auch in der Witterung die Eigenschaften, die man zum Besten der Weinkultur wünschte, bei Griechen und Römern ganz andere als in Deutschland. Uns ist im Herbst 1901 die herrlichste Ernte durch einen regnerischen September vernichtet worden; von dem Wein der Kyklopen berichtet Homer, der Regen des Zeus habe ihn für sie gedeihen lassen (ι 111). Der Schüler, der auf solchen Unter-

schied einmal aufmerksam geworden ist, versteht für immer Pindars Wort ἄριστον ὕδωρ, und hat hierin die unmittelbare Anschauung eines von dem unsrigen so abweichenden Klimas, wie das griechische ist. In Italien lagen die Verhältnisse ebenso, und haben sich seither noch verschärft; denn die Verwüstung der quellenschützenden, die Feuchtigkeit festhaltenden Wälder auf den Höhen des Gebirges ist erst ein Werk der Zeiten, die auf die Römerherrschaft gefolgt sind. Schon im Altertum aber machte der plötzliche Wechsel zwischen Trockenheit und Überschwemmung den Menschen viel zu schaffen und bewirkte für die Anwohner eines Wasserlaufs eng sich berührende, gemeinsame, oft auch widerstreitende Interessen, aus denen es sich erklärt, dafs der Name des „Bachgenossen“ *(rivalis)* zur Bezeichnung für den geworden ist, der einem anderen ein Anrecht streitig macht[39]). Und bei dem allen an den Rändern des Mittelmeeres eine so viel üppigere Vegetation als unter unserm nordländischen Klima. Das Vergehen und Aufkommen von Wörtern macht Horaz durch das Bild vom Wechsel der Blätter deutlich (ars poet. 60 f.). Der Vergleich pafst für uns nicht, hätte in einem Lande mit kahlem Winter überall nicht entstehen können, sondern setzt Bäume mit perennierendem Grün voraus. Ob es die freilich im alten Italien schon in überwiegender Menge gab, ist mir auch zweifelhaft[40]). Vielleicht fehlt es bei dem gelehrten Dichter hier wieder an lebendiger Anschauung, wie die war, aus der das ursprüngliche Gleichnis bei Homer erwachsen ist (Z 146): οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν.

Zu Bemerkungen und Beobachtungen, wie sie hier in einigen Beispielen vorgeführt wurden, giebt der philologische Unterricht auf Schritt und Tritt Gelegenheit; ja, die Lektüre nötigt oft genug dazu, wenn sie nicht gedankenlos betrieben wird, sondern immer darauf ausgeht, das Bedürfnis nach anschaulicher Vorstellung zu befriedigen und, was wichtiger ist, zu wecken. Sicherlich geschieht in diesem Sinne auch jetzt viel Gutes und Verständiges. Dessen Wirkung wird aber dadurch

aufs schwerste beeinträchtigt, dafs fast in jedem einzelnen Falle die Voraussetzungen erst neu gegeben werden müssen, an die eine gemeinsame Betrachtung oder belehrende Mitteilung anzuknüpfen hat. Das war früher anders, als man innerhalb des zweijährigen Kursus der alten Geschichte die Geographie von Italien und Griechenland im Zusammenhang ausführlich behandeln konnte. Dafs dieser Zustand wiederhergestellt werde, ist aufs dringendste zu wünschen, nicht um irgend welcher weltfremden Gelehrsamkeit willen, die der Jugend beigebracht werden soll, sondern damit sie über die Grenzen des eignen Vaterlandes hinaus an einem grofsen und wichtigen Gebiete die geographischen Grundverhältnisse erkennen lerne. Wer sie hier gründlich verstanden hat, wird sie auch überall sonst, auch unter den veränderten Formen des modernen Daseins, herausfinden: die stetigen Wechselbeziehungen zwischen der Natur eines Landes und der Geschichte und Lebensweise seiner Bewohner, zwischen der Mutter Erde und ihren Kindern, den Menschen.

IV.

Wirtschaftsleben.

Γαστέρα δ'οὔ πως ἔστιν ἀποκρύψαι μεμαυῖαν.
Homer.

Die Entfremdung von der Natur, die in einem früheren Kapitel den Ausgangspunkt unsrer Betrachtung bildete, zeigt sich besonders deutlich darin, dafs die Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens, das ja überall aus Verhältnissen der Natur erwächst, heutzutage den Blicken der meisten unter den sogenannten Gebildeten ganz entzogen sind. Es kann jemand Schule und Universität durchmachen, ins Amt eintreten und, wenn er sich bewährt, eine ansehnliche Stellung — nicht blofs als Professor, sondern etwa auch als Verwaltungsbeamter — erlangen, die ihn und die Seinen behaglich ernährt: ohne dafs er jemals recht gesehen hat, wie Nahrung eigentlich gewonnen wird. Das beste ist ja, wenn die Kinder nicht in einer grofsen Stadt aufzuwachsen brauchen; aber viele sind doch dazu gezwungen: und diese möchten wir gern vor dem Schicksal bewahren, sich zu dem auszubilden was bei den Engländern *cockney* heifst.

Da ist wirklich wieder Homer der beste Erzieher. Wer bei ihm zu Hause ist, der ist in einer Welt zu Hause, wo der Mensch sich nahe mit der Natur berührt, in vertraulichem Verkehr, aber auch in derber Arbeit. Vor Jahren ist es mir selbst einmal begegnet, in einem Kreise von lauter Stadtleuten die Freude einer deutschen Hausfrau durch unerwartete Kenntnisse über Milchwirthschaft und Käsebereitung zu erregen, die dem neunten Buche der Odyssee verdankt wurden, wo das Leben,

das der Kyklop in seiner Höhle und mit den Herden führt, genau beschrieben ist. Wer bei uns durch ein Dorf geht, mag die Nase rümpfen über die Düngerhaufen, die vor den Häusern liegen, und spöttisch fragen, ob denn das gerade der geeignete Platz für so etwas sei. Es mufs doch wohl sein. Wenigstens bei dem „Palaste“ des Odysseus war auch das erste, was dem Besucher in die Augen fiel, ein gewaltiger Haufen Mist von Maultieren und Rindern, der vor der Hausthür aufgeschüttet lag, damit ihn die Knechte immer fortholen konnten, wenn sie das Krongut zu düngen hatten (ρ 297 ff.). — Bei aller Einfachheit war das Wirtschaften im homerischen Zeitalter doch schon wohl durchdacht. Ein Bewohner der Felseninsel Ithaka, auf der keine Pferde gehalten werden konnten, hatte auf dem benachbarten Festlande ein Gestüt, um Maulesel zu ziehen, die er sich nach Bedarf herüberholte (δ 636 f.). In dem Weingarten des Phäakenkönigs gab es einen sonnigen Platz, auf dem man die Beeren noch am Stocke etwas eintrocknen liefs (η 123 f.), um nachher einen recht süfsen und starken Wein zu keltern. Das ist also schon ziemlich dasselbe Getränk wie der *vino secco* der Italiener und Spanier, also auch wie der „Sekt“, nach dem Falstaff so sehr verlangte, dessen Name dann, durch heitere Schauspielerlaune übertragen, von Berlin aus zur Bezeichnung für Champagner geworden ist.

Vergils Georgica sind leider mehr und mehr und jetzt wohl völlig aus der Schule verdrängt worden; sie würden zur Belebung des Sinnes für die Natur und ihr intimeres Leben wertvollen Beitrag liefern können. Nicht am wenigsten das vierte Buch, obwohl darin der Dichter einen Zweig der Landwirtschaft behandelt, der bei uns nur die Bedeutung einer Liebhaberei hat. Woher kam es, dafs bei Griechen und Römern die Bienenzucht eine so grofse Rolle spielte? Auf diese Frage kann ein reiferer Schüler selbst die Antwort finden. Er kennt aus Homer die Sitte, bei der Bestattung Honig zu verwenden, in unverstandener Erinnerung an frühere Zeiten, wo man die Leichen damit umhüllte um sie vor Verwesung zu schützen;

er kann sich darauf besinnen, dafs es im Altertum in Europa noch keinen Zucker gab, dafs Kirke, um den Mischtrank zu süfsen, Honig hineinthat (κ 234), und mag danach vermuten, dafs dieser auch sonst dem gleichen Zwecke diente; er hat eine antike Schreibtafel wohl einmal abgebildet gesehen und bei Horaz gelesen, wie man mit dem breiten Ende des Griffels die eingeritzte Schrift wieder tilgte (Sat. I 10, 72); nun sagt ihm der Lehrer noch, dafs die Alten zur Bindung der Farben in ihren Gemälden nicht Öl, sondern Wachs benutzten: so hat er ganz unmerklich eine Anschauung von Zusammenhang und Verschiebungen im wirtschaftlichen Leben gewonnen. Diese Anschauung wird aber viel deutlicher sein, wenn ihm die Wichtigkeit der Bienenzucht im Altertum nicht als Notiz gegeben, sondern aus eigener Lektüre bewufst geworden ist. Zugleich sind Vergils Schilderungen unmittelbar durch ihren Inhalt anziehend, indem sie in das menschenähnliche Treiben des fleifsigen Völkchens einführen und den ins Weite gerichteten Blick des modernen Stadtbewohners zu stiller Betrachtung der Natur und ihrer Freuden sammeln. Sehr verdienstlich ist daher der vor kurzem gemachte Versuch, das vierte Buch der Georgica für die Schullektüre zurückzugewinnen[41]).

Doch wenden wir uns allgemeineren Betrachtungen zu! Einen starken Unterschied zwischen primitiver und moderner Kultur erkennt jeder leicht: bei uns herrscht Arbeitsteilung und Einseitigkeit, während die Männer, von denen Homer erzählt, den verschiedensten Anforderungen des Lebens gleichmäfsig gewachsen sein mufsten. Der Fürst und Kriegsheld Odysseus verstand auch tüchtig zu pflügen und zu mähen (σ 368. 375); unübertroffen war er als Seemann. Dafs er das Blockschiff, das ihn in einsamer Fahrt von der fernen Insel zurückführen sollte, ganz allein baute und ausrüstete, war freilich ein Werk der Not; denn Gehilfen gab es nicht. Aber auch daheim einst, als glücklicher Bräutigam, hatte er sein Hochzeitbette samt dem Gemache, in dem es stand, selbst gezimmert (ψ 189 ff).

Man darf allerdings nicht vergessen, dafs solche Vielseitigkeit zum Teil in der Beschaffenheit des griechischen Landes begründet war, wo Meeresküste und Weinpflanzung, Weizenfelder und Bergweiden oft ganz nahe bei einander liegen und noch heute die Bewohner zu manigfaltiger Ausbildung der Kräfte nötigen[42]. Einen grofsen Wechsel hat doch die Zeit gebracht.

Schon in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts gab es in Athen Grofsbetriebe des Handwerks, die man treffend mit modernen Formen der Industrie in Parallele gestellt hat[43]. In der Schildfabrik der Brüder Lysias und Polemarchos waren 120 Sklaven beschäftigt, in der Schwertfabrik, die Demosthenes von seinem Vater erben sollte, 33. Seit jener Zeit ist die Verwendung von Sklaven in grofsen Verbänden für das griechische Erwerbsleben charakteristisch. Und ebenso später für das römische. Ciceros Freund Atticus betrieb einen schwunghaften Verlagsbuchhandel, indem er von zahlreichen Sklaven die Texte, sicher nach Diktat, schreiben liefs[43a]. Aber die römischen Kapitalisten gebrauchten Sklavenscharen auch dazu, die umfangreichen Landgüter zu bestellen, in denen sie ihr Vermögen gern anlegten. Und auf diese Weise ist die Sklavenarbeit in der ausgehenden römischen Republik und der Kaiserzeit für die wirtschaftliche Gesundheit des Volkes noch verhängnisvoller geworden als früher in Griechenland. Darüber kann ja überhaupt kein Zweifel sein, dafs wir es hier mit der Kehrseite der antiken Herrlichkeit zu thun haben. Die freie Mufse der Männer, die nach Lebensweisheit und Staatsklugheit forschend die tiefsten Gedanken heraufholten, in Kunst und Litteratur unvergängliche Werke schufen, beruhte doch zum guten Teile darauf, dafs die Last der groben Arbeit auf eine gedrückte, vom feineren Genufs des Lebens ausgeschlossene Menschenmasse abgewälzt war.

Hieran hat man in neuester Zeit vielfach erinnert, seltsamer Weise in der Meinung, damit den Ruhm der Alten und ihren Wert für die Jugend-Erziehung herabzusetzen. Steht es denn heute so sehr viel anders? Zwischen der Stellung der modernen

Fabrikarbeiter und der des antiken Sklavenstandes den Vergleich zu ziehen ist überaus lehrreich[44]; und er fällt keineswegs unbedingt zu Gunsten der Gegenwart aus. Von dem patriarchalischen Verhältnis der Herrschaft zum leibeigenen Gesinde bietet Homer in Eumäos, Dolios, Eurykleia bekannte Beispiele. Nahm ein Gast des Hauses die Hilfe der Dienerschaft beim Baden oder sonstwie in Anspruch, so fehlte nicht ein kleines Geschenk (υ 296 f.), das sich von unserm vielgescholtenen Trinkgeld nur dadurch unterschied, dafs es natürlich nicht in Münze gegeben wurde. Im Lauf der Jahrhunderte änderten sich freilich die Zustände, und der Hauptsache nach gewifs nicht zum Vorteil. Aber noch für Horaz ist es ein vertrautes Bild, wie abends die Haussklaven um den Herd gelagert ausruhen und der Mahlzeit des Herrn zusehen, um nach ihm zu essen (Epod. 2, 65 f.), Leute, denen auch ein keckes Wort nicht verübelt wurde (Sat. II 6, 66). Und der Besitzer grofser Sklavenscharen, die er hart bei der Arbeit hielt und nach Möglichkeit auszunutzen wünschte, empfand doch eine sehr wirksame Schranke in dem Gedanken, dafs die Arbeiter Stücke seines Vermögens waren, die er durch Mifshandlung entwertet haben würde. Die persönliche Fürsorge des Herrn für alle, die ihm gehörten, war ein Vorteil, der für den Verzicht auf bürgerliche Freiheit wohl entschädigen mochte. Wir leben ja in anderen Begriffen; und wer etwas zur Verteidigung der Sklaverei sagt, mufs auf heftigen Protest, im Sinne von Religion und Menschenwürde, gefafst sein. Doch mit Begriffen und Grundsätzen ist eine solche Frage nicht erledigt. Karl Jentsch hat wohl recht[45]: dafs „in dieser Beziehung das antike Leben ebenso hoch über seiner Theorie gestanden hat, wie unser Leben unter der seinigen steht“.

Eine wichtige Beziehung giebt es allerdings, in der die Sklavenwirtschaft durchaus schädlich, die Befreiung nur segensreich gewirkt hat. In Athen blieb dem freien Handwerker, dem die Konkurrenz der mit Sklaven arbeitenden Grofsindustrie das Brot wegnahm, nichts übrig als dem Staate zur

Last zu fallen, dessen mitbeschliefsendes Glied er immer noch war; und die Demokratie ist nie blöde gewesen Formen zu finden, unter denen die nicht-besitzenden und nicht-erwerbenden Bürger von der Gesamtheit oder von den Wohlhabenden ernährt wurden. Auch der italische Bauer, der von der väterlichen Scholle verdrängt war, wanderte als Proletarier in die Stadt, um dort von öffentlichen Spenden zu leben oder seine Stimme in der Volksversammlung zu verkaufen. Bei uns hindert den verarmten Landmann oder Kleinbürger kein Gesetz und kein herrschendes Vorurteil, von unten wieder anzufangen und in mühseliger, aber ehrlicher Arbeit seinen Unterhalt zu verdienen. Die Schätzung der groben, auf Erwerb gerichteten Arbeit ist eben eine ganz andere geworden: man hielt sie des freien Mannes nicht für würdig; das Christentum, die Religion der Mühseligen und Beladenen, hat sie zu Ehren gebracht[46]).

Etwas Wesentliches bleibt an Übereinstimmung zwischen Altertum und Gegenwart: hier wie dort hohe materielle Kultur, eine Blüte auch geistigen Lebens, die aber nur dadurch möglich wird, dafs eine kleine Zahl begünstigter Menschen den aufreibenden Sorgen ums Dasein entrückt ist, während die grofse Masse, in hartem Tagewerk schaffend, Güter erwerben hilft, die ihr selbst keine Freude bringen. So war es zu allen Zeiten, und so wird es wohl immer sein. Wenn die Beschäftigung mit Griechen und Römern für die Söhne unserer besitzenden Klassen den Ernst dieses Verhältnisses deutlich und fühlbar macht, so ist das allein schon ein Verdienst. Die Jugend ist noch nicht Partei im wirtschaftlichen Kampfe; sie mag aus dem, was sie an fremden Völkern gesehen und verstehen gelernt hat, die rechte Gesinnung mitnehmen für ihr eignes späteres Leben: nicht hochmütiges Pochen des Begüterten auf den Vorteil, der ihm zugefallen ist, sondern Bescheidenheit und Ehrfurcht vor dem Willen der Vorsehung, der die Lose der Menschen ungleich verteilt. Wie das, schlicht und herzhaft, Carlyle ausspricht, wenn er im „Sartor Resartus" (III 4) den Arbeiter anredet: *Hardly-entreated Brother! For us*

was thy back so bent, for us were thy straight limbs and fingers so deformed: thou wert our Conscript, on whom the lot fell, and fighting our battles wert so marred.

Von der Erzeugung und Bewegung von Gütern kann man nicht sprechen, ohne desjenigen unter ihnen zu gedenken, das überall den Austausch zwischen den anderen vermittelt und, heute wenigstens, als ausschliefslicher Wertmesser gilt, des Geldes[47]). Wie stand es damit bei den Alten?

Die beiden Völker, mit denen unsere Schüler bekannt werden, hatten als frühestes Mittel einen Wertbetrag abzugrenzen die Zählung von Stücken Viehes. Bei den Römern erinnert noch der Name des Geldes, *pecunia*, daran, dafs es als bequemer Ersatz für jene ursprüngliche Form eingeführt worden war. Ihre ältesten gesetzlichen Bufsen waren in Rindern und Schafen bestimmt, ähnlich wie in Athen in den Gesetzen Drakons. In der Ilias wird einmal der Wert einer tüchtigen Sklavin auf 4 Rinder geschätzt (Ψ 705); Eurykleia freilich, die Amme des Odysseus, war, als sie ganz jung ins Haus des Laërtes kam, mit 20 bezahlt worden (α 431). Als Diomedes und Glaukos ihre Waffen tauschen, giebt der lykische Fürst eine goldene Rüstung im Werte von 100 Rindern gegen eine eherne dahin, die nur 9 wert war (Z 236). Daneben kommen schon die Metalle als Tauschmittel bei Homer vor: zunächst Erz und das damals noch seltene Eisen (Z 48. H 473). Dieses harte Metall war in der ländlichen Wirtschaft für mancherlei Zwecke zu gebrauchen (Ψ 834) und deshalb ein gesuchter Artikel. Eine handliche Form es weiterzugeben oder aufzubewahren war die von Stiften oder Stangen (ὀβολοί); und eine Menge dieser Stifte, wie sie die Hand auf einmal greifen konnte, eine „Handvoll" (δραχμή, von δράσσω), gewohnheitsmäfsig auf 6 festgesetzt, ward eine geläufige Zusammenfassung. In historischer Zeit gab es diese Art Geld nur noch in Sparta, wo sie denn als etwas Besonderes auffiel und der Einführung durch einen Gesetzgeber, Lykurg, zugeschrieben wurde. Dafs in Wahrheit

hier der Rest eines früber allgemeinen Gebrauches vorlag, wufste man nicht. Und doch wäre es allenfalls zu erkennen gewesen; denn die kleinen Silbermünzen, die man im übrigen Griechenland an Stelle der alten „Stäbe“ und „Bündel“ prägte, hiefsen immer noch — unverstanden — „Obolos“ (in Athen = 13 Pf.) und „Drachme“ (79 Pf.).

Die Entstehung des eigentlichen Geldes vollzog sich an den Edelmetallen, die ursprünglich zu Geräten und Schmuckstücken verarbeitet dem Tauschhandel dienten, dann des hierzu immer verwendbaren Stoffes wegen geschätzt und in kleinen Massen — darin lag gerade der Vorzug vor den Nutzmetallen — genau abgewogen wurden. Homer erwähnt als Geschenk, als Kampfpreis oder Sühngeld Beträge von 1, 2, 7, 10 Gewichtseinheiten (τάλαντα) Goldes; auch $^1/_2$ kommt vor (Ψ 751). Nun brauchte nur jemand auf den Gedanken zu kommen, die Metallmengen ein für allemal abzuteilen, in bequeme Form zu bringen und den Stempel eines Herrschers oder einer Gemeinde darauf zu drücken, die für Gewicht und Korn die Gewähr übernahmen: so war das, was wir Geld nennen, fertig. Diese Erfindung haben nach Herodots glaubhaftem Zeugnis (I 94) die Lyder gemacht, die mit ihrem durch König Krösos sprichwörtlich gewordenen Reichtum wohl den ersten Anlafs dazu hatten. Etwa seit 650 v. Chr. verbreiteten sich von Lydien aus Münzen und Münzprägung zuerst bei den Griechen Kleinasiens, dann in den seefahrenden Staaten des Mutterlandes: Ägina, Chalkis und Eretria, Megara und Athen. Eine Erinnerung an asiatischen Ursprung hat sich dauernd in dem semitischen Lehnwort μνᾶ sowie darin erhalten, dafs ein Talent (nach attischer Währung 4715 Mk.) in 60 Minen (zu 78,60 Mk.) eingeteilt wurde, ein Rest uralter sexagesimaler Rechnungsweise, wie sie den Babyloniern vertraut war und in unserm „Schock“, in der Zählung von Minuten und Sekunden noch heute nachwirkt[48]). Die Teilung der Mine in 100 Drachmen ist dann auf griechischem Boden erwachsen.

Schon die hier kurz angedeutete Vorgeschichte des Geldes

bringt des Anregenden genug und hilft das Wesen einer so unheimlichen, weltherrschenden Macht verstehen. Besonders lohnend ist es nun aber, die Wirkungen zu verfolgen die der neue Faktor im wirtschaftlichen Leben Griechenlands hervorgebracht hat[49]), wozu man allerdings der Periode vor den Perserkriegen im Unterricht ein paar Stunden mehr widmen mufs, als das pädagogische Dogma ihr gönnen will. Die plötzlich sich bietende bequeme Form des Güteraustausches erleichterte dem einen die Anhäufung eines ungeheuren Vermögens, dem andern, das seinige in verschwenderischem Genufs durchzubringen. So hat ums Jahr 600 in den griechischen Städten eine Verschiebung der Besitzverhältnisse stattgefunden, die stellenweise zu einer völligen Umwälzung wurde und vor allem den Stand der kleinen und mittleren Landbesitzer schädigte. An zwei Orten können wir die Vorgänge genauer erkennen: in Megara aus den Gedichten des Theognis, und in Athen aus den Nachrichten über die sozialen Wirren, die Solon mit seiner Gesetzgebung[50]) zu lösen suchte, aber erst der „Tyrann“ Peisistratos durch kraftvolle Politik bewältigt hat. Es ist wohl nicht zu viel behauptet[51]): „Die Anfänge der Geldwirtschaft haben die griechische Gesellschaft in ähnlicher Weise aufgeregt und aufgewühlt, wie die Anfänge der Kreditwirtschaft die französische.“ Und wenn Marx von John Law gesagt hat, er sei „halb Schwindler, halb Prophet“ gewesen, so läfst sich der Gedanke in dieser Zusammendrängung allerdings auf keinen bestimmten Erfinder im Altertum übertragen; aber die schlimme Erfahrung, die dem Worte seinen Inhalt giebt, ist auch damals gemacht worden. Wie die Einführung des Papiergeldes — von Goethe im zweiten Teil des Faust so drastisch geschildert — im Grunde nur ein neuer Schritt war auf der Bahn, die mit der Schaffung geprägter Münzen zuerst betreten wurde: das ist eine Anschauung, die man den Schülern gern vermitteln wird, weil sie in einen grofsen geschichtlichen Zusammenhang den Blick eröffnet.

Die Entwicklung des Geldes bei den Römern vollzieht sich gröfstenteils im Lichte genauerer historischer Nachrichten; sie

hat in Mommsens „Geschichte des römischen Münzwesens“ (1860) eine klassische Untersuchung und Darstellung erfahren; trotzdem ist es nicht leicht durch ein paar Grundzüge zu orientieren, weil sich Währung und Münzfuſs immer wieder geändert haben.

Das Entscheidende liegt in den beiden Reformen vom Beginn des ersten und zu Anfang des zweiten punischen Krieges. Bis zum Jahre 268 v. Chr. hatten die Römer nur Kupfergeld (1 *as aeris gravis* = 20 Pf.). Damals, kurz nach Beendigung erfolgreicher Kämpfe, machte der gesteigerte Wohlstand, der mehr Geld in Umlauf brachte, und der lebhafter gewordene Verkehr mit den Griechen Unteritaliens und Siciliens die Einführung einer Silbermünze und zugleich einer leichteren Art des Kupfergeldes wünschenswert. Man prägte deshalb ein Silberstück ziemlich genau im Werte der griechischen Drachme, teilte es nach sicilischem Muster in 10 Teile und nannte jeden von diesen 1 *as*; daneben gab es halbe und Viertelstücke in Silber, von denen besonders das letztere beliebt wurde. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. galten also folgende Sätze:

1 *as* = 8,2 Pf.

1 *se(mi)stertius* = $2^1/_2$ *asses* = 20,5 Pf.

1 *denarius* = 10 *asses* = 82 Pf.

Die Neuerung des Jahres 268 brachte niemandem Schaden: wer vorher eine Anzahl alter Asse ausgeliehen hatte, bekam nachher ebenso viele Sesterzen zurück; nur die Benennung hatte sich geändert.

Als Grundlage der Währung diente immer noch das Kupfer, der Sold des Kriegers wurde in *asses* berechnet; für Silber war ein festes Wertverhältnis zum Kupfer angesetzt. Aber es zeigte sich bald, daſs dieses nicht gehalten werden konnte. Die Nöte des ersten punischen Krieges drängten dazu, an der Metallmenge des Kupfergeldes zu sparen, während andrerseits Silber aus griechischem Gebiete etwas reichlicher zufloſs. So sank der relative Wert des Silbers, der Münzwert des Kupfers stieg; und diese Verschiebung hätte allein schon Anlaſs geben können

das Verhältnis zwischen beiden neu zu fixieren. Dazu kam aber die Bedrängnis, in die das Land durch Hannibals Einfall geriet und die an die Mittel des Staates unerwartet hohe Anforderungen stellte. Da entschlofs man sich im Jahre 217 auf Antrag des Konsuls Flaminius zu einer gründlichen Reform, diesmal so, dafs der Staat auf Kosten der Gläubiger einen Gewinn machte. Es wurden angesetzt:

1 *denarius* = 16 *asses* = 70 Pf.
1 *sestertius* = $^1/_4$ *denarius* = 17,5 Pf.
1 *as* = 4,4 Pf.

Jetzt zahlte ein Schuldner, dem vorher 160 gröfsere Asse (= 16 Denare) geliehen waren, nur 160 neue Asse (= 10 Denare) zurück; der Staat konnte mit derselben Kupfermenge, aus der er früher 10 Asse gemacht hatte, jetzt eine Forderung von 16 Assen bestreiten. Nur die Kriegslöhnung der Soldaten blieb von diesem Verfahren ausgeschlossen. — Übrigens hielt sich der As auch auf dem damals normierten Fufs nicht lange; er wurde weiter im Gewicht verringert, ohne dafs ein neuer Versuch gemacht worden wäre das Verhältnis zwischen beiden Metallen gesetzlich festzulegen. Seit dem Ende des zweiten punischen Krieges sank das römische Kupfergeld zur Scheidemünze herab: die Doppelwährung hatte sich nicht behaupten können.

Dafs im allgemeinen bei gesteigertem Verkehr und zunehmendem Wohlstand die wertvolleren Metalle an Bedeutung gewannen, die geringeren zurücktraten, versteht sich von selbst. Man bedurfte bequemer Ausdrucksmittel für gröfsere Beträge und konnte manche kleinere Werteinheit, die früher wichtig gewesen war, nun entbehren. So gab es seit 217 den *sestertius* nur noch für die Rechnung, nicht mehr als Münze; andrerseits begannen Sulla und Pompeius Goldmünzen zu prägen, die dann in gröfserem Umfange Cäsar einführte. Sie waren an Gewicht und Wert den alten persischen und griechischen Goldstücken annähernd gleich:

1 (στατὴρ) Δαρεικός } = 24 δραχμαί = 19 Mk.
1 attischer στατήρ }

1 *(nummus) aureus* = 25 *denarii* = 100 *sestertii* = 17 Mk. 50 Pf.
Die Übereinstimmung war wohl beabsichtigt; auch den Denar hatte man ja der Drachme nachgebildet. Bemerkenswert aber ist, dafs die Abmessung des Betrages auch zu dem Werte der heute geläufigen Goldmünzen der verschiedensten Nationen so ziemlich stimmt. Es scheint, dafs der Handelsverkehr in dieser Beziehung überall wieder ähnliche Bedürfnisse entwickelt hat. Und dies wird, von Drachme und Franc abgesehen, noch dadurch bestätigt, dafs in der griechischen Silberprägung als gangbarstes Nominal das τετράδραχμον galt, dem an Metallwert unser zählebiger Thaler fast genau gleich ist.

Die kleine Skizze des Münzwesens steht hier nicht um ihrer selbst willen, sondern soll zusammen mit dem vorher Ausgeführten zeigen, wie im Anschlufs an sachliche Erklärungen, die zum Verständnis der alten Geschichte und der alten Schriftsteller ohnehin gegeben werden müssen, sich immer aufs neue Anlafs bietet das heute Bestehende zu erläutern. Das gilt im grofsen und im kleinen, in Formen des Verkehrs und der Sitte wie in leitenden Gedanken. Dem Horaz-Leser, der bei dem Holzrapier des ausgedienten Fechters (Epist. I 1, 2) an den Reservestab unsrer entlassenen Soldaten denkt, wird ein kleiner Zug des antiken Lebens greifbar nahe gebracht, und zugleich erkennt er in alltäglichem Brauche einen längst vergessenen symbolischen Sinn. Wer sich als Knabe über die Naivetät wundert, womit Homer Wohlhabenheit unter den guten Eigenschaften des Charakters nennen läfst (σ 127), wird leicht dazu angeregt werden, sich in der eigenen Umgebung einmal umzusehen ob er wohl Ähnlichem begegne, und wird, sei es jetzt oder später, die Erfahrung machen, dafs noch heute und in einer christlichen Gesellschaft doch eigentlich die Ansicht herrscht, etwas Geld zu haben gehöre zum Begriffe des anständigen Menschen. Unser amtlicher Lehrplan, auch der jüngste von 1901, zeigt kein rechtes Verständnis für die Eigenart der

verschiedenen höheren Schulen, wenn er als die Stelle, wo „Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen" angeknüpft werden soll, auch für das Gymnasium die Durchnahme der neuesten Geschichte in Untersekunda und Oberprima bezeichnet (S. 48). Natürlich müssen solche Dinge auch dort berührt werden; wie will man heutzutage anders Geschichte erzählen? Den Zusammenhang aber, in dem die Schüler zu eindringlicher und fruchtbar vergleichender Betrachtung dieser Verhältnisse geführt werden können, bietet die Beschäftigung mit der antiken Kultur und Geschichte, weil hier die Bekanntschaft mit den manigfaltigen Seiten des Daseins nicht durch Lehrbuch oder Vortrag mitgeteilt, sondern in Fülle aus den Quellen selbst erarbeitet wird. Zustände und Einrichtungen der Alten können wir ja uns und der Jugend gar nicht anders deutlich machen, als indem wir die überlieferten Nachrichten aus der Anschauung des eigenen Lebens heraus mit Leben zu erfüllen suchen; dadurch aber, dafs wir die gegenwärtigen Formen mit denen der Vergangenheit vergleichen und sie im Äufseren verschieden, im Kerne oft wunderbar übereinstimmend finden, lernen — und lehren — wir, in der verwirrenden Manigfaltigkeit der modernen Welt das Äufserliche und Zufällige vom Notwendigen und Wesentlichen zu trennen. Und das ist doch wohl, was man „verstehen" heifst.

V.

Staat und Politik.

'Αναγκαῖον πρὸς τὴν πολιτείαν βλέποντας παιδεύειν τοὺς παῖδας.

Aristoteles, Polit. I 13.

Das zuletzt Gesagte gilt mindestens in gleichem Maſse für die staatlichen Verhältnisse, und zwar nicht bloſs die römischen. Gegen vielfach geäuſserte Zweifel an der politischen Begabung der Griechen hat man mit Recht geltend gemacht, daſs dieses Volk doch Werke wie Platons „Staat“ und Aristoteles' „Politik“ hervorgebracht habe. Von denen erfahren freilich die Schüler nicht allzuviel. Auch von den Abschnitten aus Aristoteles, die Wilamowitz bietet, ist nur etwa die Hälfte zur Lektüre geeignet; darin aber sind Gedanken von unvergänglicher Kraft. In einer Erörterung über die Entwicklungstufen der Demokratie wird zwischen der Berechtigung, an den Staatsgeschäften teilzunehmen, und der praktischen Möglichkeit, dies Recht auszuüben, scharf geschieden und als bester der Zustand bezeichnet, wo die Zahl derer, die sich thatsächlich der Politik widmen, kleiner ist als die Menge der dazu Berechtigten: ὅλως γὰρ τὸ μὲν μὴ ἐξεῖναι πᾶσιν ὀλιγαρχικόν, τὸ δὲ δὴ σχολάζειν ἀδύνατον μὴ προσόδων οὐσῶν (IV 6=p. 1292^{b}, 31 sq.). Das heiſst: die Menschen lassen sich eine Beschränkung durch die Gewalt der Thatsachen viel eher gefallen als durch die gesetzlichen Bestimmungen. So einleuchtend dies ist, so selten wird es beherzigt. Die Verwirrung des höheren Schulwesens in Preuſsen, aus der wir jetzt erlöst zu werden hoffen, hat ganz und gar darin

ihren Grund, dafs die leitenden Männer die Auswahl der zu höheren Berufen Geeigneten und die Fixierung des zweckmäfsigsten Ganges der Vorbildung nicht der Macht der Thatsachen überlassen wollten, sondern von Staatswegen zu regeln unternahmen: τὸ δὲ μὴ ἐξεῖναι πᾶσιν ὀλιγαρχικόν. — Um Demokratie, Oligarchie, Monarchie in ihren Grundzügen klar zu machen, dazu bietet für die Schule nach wie vor die beste Handhabe Herodots Erzählung von den persischen Grofsen, die nach dem Sturze des falschen Smerdis darüber beraten, welche Verfassung der befreite Staat erhalten soll (III 80—82). Zu den kostbarsten Stücken der Primaner-Lektüre gehört von jeher die Leichenrede des Perikles, die das lebendige Bild eines grofsen Staatsmannes, eines wohlgeleiteten Gemeinwesens giebt (Thuk II 35—46). Vor allem aber aus der alten Geschichte selbst lernt man die Grundformen politischer Ordnung kennen und verstehen.

Athen und Sparta sind für alle Zeiten typische Vertreter eines grofsen Gegensatzes in der Regierungsform. Nicht nur wie diese ist, sehen wir, sondern in Athen auch, wie sie entsteht, an beiden Stellen, wie sie sich weiter entwickelt, wie das ursprünglich gesunde Verfassungsleben doch mit einer inneren Folgerichtigkeit ausartet und zu Mifsformen führt, zur Herrschaft hier des Pöbels und der Führer die ihm schmeicheln, dort einer engherzigen Clique. — Legitime Monarchie giebt es auf griechischem Boden in historischer Zeit nicht mehr. Aber die „Tyrannis“ wird lehrreich, wenn man sie, zumal in Athen, unter zwei Gesichtspunkten betrachtet: einmal von seiten der Notwendigkeit, mit der sie inmitten sozialer und politischer Wirren sich erhob, dann im Hinblick auf die Mission, die sie zu erfüllen hatte, und auf die heilsamen Folgen, die sie für eine kräftige Weiterentwicklung des Staates gehabt hat. Dafs trotzdem die Freiheit den Menschen das höchste Gut blieb, weil sie sich gerade zu ihrem Vorteil am wenigsten zwingen lassen wollen, erkennt man aus der Verschärfung des Sinnes, die der Ausdruck „Tyrann“ allmählich erfahren hat. Die Sache selbst ist unter

anderem Namen wiedergekehrt. Die Schüler mögen die Freude haben dies selber zu entdecken, und indem sie in Cäsar und Napoleon das erkennen, was die Griechen τύραννος nannten, die Kunst üben, wie man in allem Fremdartigen der äufseren Erscheinung doch die Verwandtschaft des Wesens herausfindet. Das Entscheidende liegt darin, dafs einem einzelnen Manne das gelingt, was Parteien niemals zu stande bringen[52]: einen Bund zu stiften zwischen Kraft und Einsicht, die immer bei wenigen sind, und dem gefährlichen Machtfaktor, den die Masse bildet. Wer dies als Primaner durchschaut hat, wird später im voraus kritisch gestimmt sein gegen die glänzenden Ausführungen eines Propheten wie Friedrich Naumann, der, indem er ein Bündnis zwischen Demokratie und Kaisertum empfiehlt, im Grunde nichts anderes erstrebt, als unsere ererbte Monarchie in eine Tyrannis zu verwandeln[53]).

Βασιλεύς im eigentlichen Sinne ist bei den Griechen der Perserkönig, dessen Hof „die Pforte" hiefs — wie noch heute der des Sultans —, eine wirksame Erinnerung an die demütige Haltung, in der die Unterthanen nur von fern dem Herrscher nahen durften. Die Könige des Epos scheinen zur Bildung politischer Begriffe nicht viel beizutragen. Und doch, wenn der Dichter von Sarpedon sagt, er habe das lykische Land geschirmt „durch Rechtsprechung und durch seine Stärke" (Π 542), so deutet er damit schon klar auf die beiden Grundelemente der fürstlichen Gewalt hin: dafs einer zugleich oberster Richter ist und oberster Kriegsherr — zwei Eigenschaften, von denen, merkwürdig genug, Friedrich der Grofse die erstgenannte für die wichtigere hielt[54]). Auch für ihr Volk zu opfern lag den homerischen Königen ob (Γ 270 ff.; γ 5 ff. 57 ff.). Nun gilt bei uns im evangelischen Deutschland als dritte Funktion des Landesherrn, seit dem Augsburger Religionsfrieden, die im Kirchenregiment, dem er als *summus episcopus* der Landeskirche vorsteht. Wenn man bei Durchnahme der römischen Königszeit die Schüler hieran erinnert, so wird leicht einer aus ihrer Mitte von selber vermuten, dafs unsere im 16. Jahrhundert aufgekommene Anschauung auf

den nach Deutschland übertragenen römischen Rechtsbegriffen beruhe, die hierin den griechischen, jedenfalls den athenischen verwandt waren. Wie entschieden zum Wesen des Königs die Stellung als oberster Priester gehörte, sieht man am besten daraus, dafs nach Aufhebung des Königtums doch in Athen der Oberbeamte, der die Aufsicht über allen Gottesdienst hatte, weiter den Titel βασιλεύς führte, in Rom für gewisse heilige Handlungen die Würde eines *rex sacrorum* beibehalten wurde.

Diese Mafsregel ist noch in anderer Beziehung wichtig: sie zeigt den konservativen Sinn, den die Athener in der Religion, die Römer überall bewährt haben. Wie diese im bürgerlichen Rechte, wenn sich die Verhältnisse der Wirklichkeit noch so sehr geändert hatten, es mit Hilfe der Fiktion immer so einzurichten wufsten, dafs eine notwendig gewordene neue Bestimmung sich in das überlieferte System einfügte, ja aus ihm entwickelt zu sein schien: so haben sie auch in der Verfassung nie einen Bruch mit der Vergangenheit vollzogen, sondern den wechselnden Bedürfnissen durch organische Weiterbildung entsprochen. So wurde das Oberamt der Republik aus dem Königtum abgeleitet, so fünf Jahrhunderte später von Cäsar und Octavian die neue Monarchie durch Zusammenfassung gesetzlicher Amtsbefugnisse in der Weise gestaltet, dafs der Rahmen der republikanischen Staatsordnung nicht gesprengt zu werden brauchte. Als im Jahre 52 v. Chr. die inneren Wirren einen Diktator erheischten, während man sich mit Grund scheute dem letzten der es gewesen, Sulla, einen Nachfolger zu geben, fand der Senat den Ausweg, dafs er Pompeius zum „Konsul ohne Kollegen“ bestellen liefs. Solche staatsmännische Besonnenheit war freilich dem beweglichen griechischen Geiste fremd.

Dafs bei aller Neigung, bestehende Formen zu erhalten, doch der Fortschritt in Rom sich durchzusetzen vermochte, zeigt der Ständekampf durch sein Ergebnis. Auch seinen Verlauf genauer zu betrachten war am Gymnasium vor 1892 mög-

lich, und war nützlich. Denn nirgends konnte der Schüler so klar wie hier sehen, dafs wie alle menschlichen Verhältnisse so auch die des Staates, der doch ein *status* zu sein beansprucht, in unablässigem Flusse sich bewegen, dafs mit dem gewordenen Rechte überall ein werdendes ringt. Heute mufs man sich begnügen, den Gegensatz von Patriziern und Plebejern kurz zu beschreiben. Dafür gewährt Hilfe, auf die mich vor Jahren ein Freund hinwies, der Vergleich mit Buren und Uitlanders in der Südafrikanischen Republik: den alten, vollberechtigten Einwohnern standen die Zugezogenen gegenüber, die anfangs nur als fremde Schutzgenossen ihr Gewerbe getrieben, im Laufe der Generationen aber sich vermehrt, an Wohlstand zugenommen hatten, heimisch geworden waren und nun auch politische Rechte verlangten. Die Betrachtung wirkt auch hier nach zwei Seiten hin klärend: sie bewahrt vor dem Irrtum, zu dem die später erwachsene Bedeutung des Wortes „Plebs“ verleitet und der in Shakespeares „Coriolan“ packend durchgeführt ist, als seien die Plebejer, die sich die Stellung von Vollbürgern erkämpften, arme und schmutzige Leute gewesen; zugleich macht sie auf das aufmerksam, was in der Politik der Buren unrichtig war und was man bei aller Bewunderung ihres Heldenmutes, bei aller Teilnahme für ihr grausames Geschick nicht zu verkennen braucht, dafs sie es in friedlichen Zeiten versäumt hatten, ihre Verfassung dem geänderten Bestande der Einwohnerschaft gemäfs allmählich umzuformen. — Übrigens decken sich die beiden Seiten unserer Vergleichung nicht ganz: einen Teil der alten *plebs* bildeten die ehemaligen Bürger unterworfener Gemeinden, die denn mit ihrem Verhältnis zu den Patriziern eher in der Stellung der Messenier zu den spartanischen Eroberern oder — aus neuerer Zeit — der Iren zu den Engländern eine Parallele finden würden[55]).

Als in Rom der Geburtsadel seine thatsächliche Bedeutung verloren hatte, begann durch Zusammenschlufs der alten Patrizier-Familien mit den angesehensten plebejischen eine neue Aristokratie sich zu bilden, die des Amtes: wieder ein wichtiger

Begriff, der nicht ganz leicht den Schülern eingeht. Dafür lohnt dann, dafs sie, wenn es gelungen ist, nicht nur die Erklärung des Wortes „Nobilität“ verstanden, sondern eine neue politische Anschauung gewonnen haben. Behutsam, so weit es möglich ist, mag man auch hier moderne Analogien heranziehen; den wertvollsten Stoff zur Erläuterung bieten reichliche Züge aus den Reden und Briefen Ciceros, der selber aus dem Kreise der „Ritter“ in den der „Senatoren“ überging, doch auf die Wahrung eines guten Einvernehmens mit seinen früheren Standesgenossen immer Wert legte. Seitdem durch das Claudische Gesetz (gegen 218 v. Chr.) den Senatoren und Senatorensöhnen die Teilnahme an gewerblichen Unternehmungen verboten war, hatten sich die Vertreter der hohen Finanz — durch eine besondere Fügung der Umstände *equites* genannt — allmählich als eigner Stand neben dem Ringe der regierenden Familien befestigt. Die einen waren von der Spekulation, die anderen von der Staatsverwaltung ausgeschlossen; aber beide fanden Wege die gesetzlichen Schranken zu umgehen. Ciceros Freund Marcus Brutus, der spätere Cäsarmörder, ein Mitglied der Nobilität, trieb durch Mittelspersonen in Asien den ärgsten Wucher[56]); und dafs die Kapitalisten mit ihrem Vermögen es vermochten den Gang der Politik zu beeinflussen, würden wir annehmen können, auch wenn es nicht nachweisbar wäre[57]). In den Jahrzehnten nach dem zweiten punischen Kriege waren sie es, die eine förmliche Aufrichtung der Reichsgewalt im Osten durchsetzten; denn für ihre sich ausdehnenden Handelsgeschäfte wünschten sie die Sicherheit, die der römische Soldat mitbrachte, für die Ausbeutung des Zollwesens, auf der ihr Reichtum beruhte, eine Vermehrung der Provinzen. Als hundert Jahre später Mithridates zu schaffen machte, sodafs aufsergewöhnliche militärische Mafsnahmen in Asien erfordert wurden, legte Cicero das Interesse der dort engagierten Steuerpächter *(publicani)* dem Volke mit der Begründung ans Herz: wenn die Einkünfte des Staates die Sehnen in seinem Körper seien, so müsse der Stand, der sie eintreibe, als Stütze

aller übrigen Stände angesehen werden (de imperio Cn. Pompei 7, 17).

Das Verhältnis zwischen Senatoren und Rittern änderte sich in der Kaiserzeit. Da der Princeps die wichtigsten Provinzen in eigne Verwaltung übernahm, so mufste er wünschen, Beamte zu haben die ihm persönlich verantwortlich, also von ihm abhängig wären. Diese wurden zunächst aus den Freigelassenen des Kaisers, später mehr und mehr aus den Rittern genommen, und natürlich für ihre Thätigkeit honoriert. So bildete sich ein Stand von besoldeten höheren Beamten heraus, im römischen Reiche etwas Neues. Denn die Beamten senatorischen Ranges, in deren Händen bis auf Cäsar die ganze Provinzialverwaltung gelegen hatte, versahen auch die verantwortungsvollsten und arbeitsreichsten Posten nur im Ehrenamt. Dafs es schimpflich sei für eine der Gesamtheit dienende Arbeit Bezahlung zu nehmen, klingt ja sehr erhaben. Wenn man aber bedenkt, was thatsächlich daraus geworden ist, wie bei den römischen Statthaltern die menschliche Natur denn doch ihre Ansprüche geltend machte und den materiellen Lohn, den es in gesetzlicher Form nicht gab, durch Aussaugen der Bevölkerung einzutreiben wufste, so hat man ein redendes Beispiel dafür, dafs schöne Gedanken, in die irdische Wirklichkeit übersetzt, zu sehr unschönen Zuständen führen können. — Zu einer Betrachtung entgegengesetzter Art regt der athenische Gebrauch an, Beamte durchs Los zu bestimmen. Sokrates hat bitter darüber gespottet[58]; und uns erscheint dergleichen wie heller Wahnsinn. Der war es nun doch nicht. Bei der vielseitigen und gleichmäfsigen Ausbildung, die allen Bürgern, dank der Natur des Landes und dank der mäfsigen Belastung mit grober Arbeit, zu teil wurde, liefsen sich in der That die Eigenschaften, deren es zur Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten bedurfte, einigermafsen bei jedem voraussetzen[59]. Und eigentlich tritt ja in unserm Repräsentativsystem eine verwandte Anschauung zu Tage, wenn doch die an sich naturgemäfse Bestellung von Vertretern der verschiedenen Berufstände ausgeschlossen, viel-

mehr — wenigstens in der Idee — der Anspruch erhoben wird, dafs jeder Abgeordnete die Interessen aller Einwohner seines Wahlkreises, auch solche, die seinem eignen Erfahrungsgebiete ganz fern liegen, gleichmäfsig würdigen und wahren solle.

Unsere politischen Körperschaften sind denen der Alten recht unähnlich; und doch finden sich Beziehungen, die zum Nachdenken auffordern. Die Verteilung der gesetzgebenden Gewalt auf mehrere Faktoren, zwischen denen jedesmal eine Einigung erzielt werden mufs, lernt man als etwas Notwendiges und in der Natur der Dinge Begründetes erkennen, wenn man sieht, dafs sogar in dem demokratischen Athen jeder Volksbeschlufs mit den Worten anfängt: Ἔδοξεν τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ „Rat und Volk haben für gut befunden“. Dafs einem deutschen Sekundaner die verschiedene Bedeutung von Landtag und Reichstag einigermafsen klar sei, verlangt man mit Recht; in einem Punkte, in Bezug auf das Verfahren der Wahl zu beiden Parlamenten, giebt den ungezwungensten Anlafs zur Erläuterung ein Vergleich mit den zwei Arten der römischen Komitien, die wieder auch ihrerseits dadurch dem Verständnis näher gerückt werden. Durch Abstufung der Klassen und der Zahl der Centurien in ihnen war das Übergewicht der Besitzenden gesichert wie in unserm Dreiklassensystem bei der Landtagswahl, während innerhalb der einzelnen Tribus nach Köpfen abgestimmt wurde, also die Menge den Ausschlag gab, wie es in Frankreich 1789 der dritte Stand durchgesetzt hat — *par tête* anstatt *par ordre* — und wie wir es bei der Wahl zum Reichstage haben. Allerdings fand der praktische Sinn der römischen Staatsmänner ein Mittel, um den Einflufs der Proletarier in den Tributkomitien doch wieder zu mildern, bis in der Zeit zwischen den beiden punischen Kriegen beide Einteilungen der Bürgerschaft mit einander verschmolzen wurden. — Im Senat hiefsen diejenigen Mitglieder, die noch kein öffentliches Amt bekleidet hatten, also nicht selber sprechen sondern nur der Ansicht eines Älteren beitreten durften, *pedarii,* nach der ursprünglichen Form in der sich das „Beitreten“ vollzog, und die in

dem „Hammelsprung“ unsrer Parlamente ziemlich unverändert fortlebt. Bei der vorläufigen Stimmabgabe im Senate *(rogatio)* wurde immer der älteste und würdigste Mann *(princeps senatus)* zuerst aufgerufen, dann die übrigen nach der genauen Reihenfolge ihrer amtlichen Ehren; bei uns gilt in jedem Kollegium der Grundsatz, dafs bei der endgiltigen Abstimmung mit dem Jüngsten begonnen wird. Beide Methoden stehen zwar nicht im Gegensatze zu einander, beruhen jedoch auf Gedanken, die in entgegengesetzte Richtung weisen und gelegentlich zu einer für künftige Staatsbürger ganz förderlichen Betrachtung verwertet werden können.

Das Gleiche trifft zu für ein Verhältnis im öffentlichen Leben, das in jedem Staate zu den wichtigsten gehört: das der Justiz zur Verwaltung. Wir rühmen uns ihrer Trennung; und gewifs war es eins der wirksamsten Verdienste unseres grofsen Königs, dafs er hier, schon als jugendlicher Herrscher, den entscheidenden Schnitt mit klarem Bewufstsein vollzogen hat[60]. Aber auch so giebt es noch Berührungen genug zwischen beiden Gebieten, und auch wohl Reibungen, die es wünschenswert machen, dafs ein junger Mann, der aus der Schule ins Leben entlassen wird, schon einmal darüber nachgedacht habe, was die zwei Verwandtes haben und worin sie sich scheiden. Einen vortrefflichen Anknüpfungspunkt für solches Nachdenken giebt, in der Geschichte seines Konsulates, Cicero. Als er am 5. Dezember 63 die überführten Catilinarier nach Beschlufs des Senates hinrichten liefs, handelte er nicht viel anders, als wenn heutzutage ein leitender Staatsmann durch das Gesamt-Ministerium ein Todesurteil aussprechen und dieses dann vollstrecken lassen wollte. Man braucht nur einmal in Gedanken diese Parallele zu ziehen, um auf der einen Seite den Sturm des Unwillens zu begreifen, der sich bald nachher gegen Ciceros Amtsführung erhob, zugleich aber dankbar den Vorzug der geordneten Zustände zu empfinden, in denen wir leben, auch im Vergleich zu einer Zeit der die unsere sonst von manchen Seiten nur allzu ähnlich sieht.

Durch die Ausbildung des Rechtes sind die Römer zu Lehrern und Erziehern der Welt geworden; in ihrer Gerichtsverfassung war nicht alles der Bewunderung wert. Aus dem Prozefs gegen Verres, dessen Führung Cicero zur Ehre gereicht, erfahren die Schüler, welche Schwierigkeit es haben konnte, selbst da wo das Unrecht zum Himmel schrie, einen Mann zu finden, der es wagte die Anklage zu übernehmen. Und im Anschlufs daran hält es nicht schwer das Gute der modernen Einrichtung zu schätzen, wonach in allen Fällen, deren Ahndung im öffentlichen Interesse liegt, auch die öffentliche Gewalt den Kläger bestellt. Dieselbe Lehre läfst sich aus der von edler Leidenschaft erfüllten Rede des Lysias gegen den Mörder seines Bruders entnehmen. Und die ganze Gestalt dieses Mannes mit seiner eigentümlichen Berufsthätigkeit giebt zu Betrachtungen über die Organisation des Gerichtswesens Anlafs: die Stellung unserer Rechtsanwälte ist eine viel selbständigere und würdigere als die des athenischen λογογράφος, der nicht selber sprechen durfte, sondern blofs den Parteien ihre Reden verfafste, also genötigt war aus fremder Person heraus seine Gedanken zu entwickeln und sprachlich auszudrücken. Was würden wir wohl darum geben, die Verteidigungsrede zu besitzen, die Lysias für Sokrates ausgearbeitet hatte! Καλὸς μὲν ὁ λόγος, οὐ μὴν ἁρμόττων ἐμοί: damit wies jener sie zurück. Und der Berichterstatter, dem wir die Antwort in dieser Form verdanken[61], fügt richtig hinzu: offenbar war es mehr eine Gerichtsrede als die Rede eines Philosophen. Eben deshalb würde sie uns einen unschätzbaren Einblick in die juristische Beschaffenheit des Prozesses gewähren. Übrigens bleibt er auch so für die technische Seite des Rechtes, von der hier die Rede ist, nicht ohne Ertrag: dafs Schuldfrage und Strafabmessung getrennte Dinge sind, wird niemand vergessen, der die platonische Apologie in ihren Teilen verstanden hat.

Man hat neuerdings versucht die Summe dessen, was ein reiferer Schüler von den Einrichtungen des eigenen Staates wissen soll, in besonderen Darstellungen — etwa unter dem

Titel „Bürgerkunde“ — zusammenzufassen, nützlichen kleinen Büchern, die ich gern bei gegebener Gelegenheit empfohlen habe[62]). Einer ausgiebigeren Benutzung für die Schule steht doch im Wege, dafs es keine Stelle giebt, um ihren Inhalt organisch in den Lehrplan einzufügen, und dafs eine solche auch nicht geschaffen werden kann, ohne das böse Vielerlei aufs neue zu vermehren. Aber es bedarf dessen auch nicht. Worauf es ankommt, ist doch hier wie anderwärts nicht die Menge der einzelnen Kenntnisse, sondern die Aufmerksamkeit des Sinnes, die Bereitwilligkeit und Fähigkeit, auf politische Verhältnisse zu achten und das Wesentliche darin aufzufassen. Diese Eigenschaft kann gar nicht besser gepflegt werden als durch eine vergleichende Betrachtung, die im Zusammenhang der alten Geschichte wie der griechischen und lateinischen Lektüre von einer genaueren Durchnahme der staatlichen Formen des Altertums ausgeht. Um Wesen und Wert unserer Heeresverfassung richtig zu würdigen, giebt es kein sichreres Mittel, als dafs man sich klar macht, wie Scharnhorst's Reform das genaue Gegenteil der Neuerung war, die bei den Römern Marius herbeiführte; und um jene Einrichtung zu erklären, mufs man die unsrige heranziehen. Ein sprechendes Beispiel für das, was wir durchweg behaupten, dafs die Vertiefung in das klassische Altertum nicht vom Verständnis für die Gegenwart und das eigene Volk ablenkt, sondern unwiderstehlich dazu hinführt.

VI.

Geschichte.

Τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων καὶ παραπλησίων ἔσεσθαι.
Thukydides.

Die Ausführungen der beiden letzten Kapitel beruhen auf dem Gedanken, dafs es mit der geschichtlichen Bildung am Gymnasium ebenso steht wie mit der geographischen: ihre eigentliche Quelle fliefst aus dem klassischen Altertum. Man darf nur nicht denken, dafs „Bildung“ dasselbe sei wie „Kenntnisse“. Die werden ja auch aus anderen Gebieten der Geschichte, jetzt reichlicher als früher, mitgeteilt und zur Aneignung gebracht. Aber was dem Geiste Nahrung giebt, ihn wachsen und sich entfalten läfst, ist überall nicht die Menge des überlieferten Wissens, sondern die selbständige Mühe, die aufgewendet wurde um Wissen zu erwerben. So kann einer auch die Fähigkeit, geschichtliche Verhältnisse anzuschauen, geschichtliche Fragen zu würdigen oder gar aufzuwerfen, nur an einem Stoffe gewinnen, für den er an der Arbeit des Suchens nach den Thatsachen und ihrem Zusammenhang selber irgend welchen Anteil nimmt. An realistischen Anstalten können Briefe, Memoiren, zeitgenössische Berichte zu manchen Abschnitten der englischen und französischen Geschichte so reichlich gelesen werden, dafs die Schüler eine Ahnung bekommen, was historische Forschung heifst; freilich sind zu solcher Ausgestaltung der neusprachlichen Lektüre bis jetzt nur die ersten Ansätze gemacht. Das Gymnasium hat noch immer den grofsen

Vorzug, dafs die wichtigsten Quellenschriften der römischen und griechischen Geschichte zugleich klassische Werke der Litteratur und als Gegenstände der Schullektüre seit lange eingebürgert sind. Dies ist denn das Element, in dem und aus dem bei einem Gymnasiasten der historische Sinn gebildet wird. Auch die Mafsregeln von 1892, die den eigentlichen Unterricht in alter Geschichte auf ein Minimum beschränkten, haben an dem inneren Verhältnis nichts geändert, nur dem, der die innerlich vorhandenen Kräfte zur Auswirkung bringen möchte, die Arbeit erschwert.

Dafs die Geschichte des Altertums geeignet sei Menschen unserer Zeit und im besondern junge Deutsche zu erziehen, wird gern mit Berufung darauf bestritten, dafs ihr Inhalt uns fremd bleibe und der unmittelbaren Beziehung auf die Gegenwart entbehre. Nicht einmal dies ist schlechthin richtig. Ein in der heutigen Politik so mitbestimmendes Problem wie die orientalische Frage kann nur im welthistorischen Zusammenhange recht gewürdigt werden. Wie das Drängen der Russen nach dem Besitz von Konstantinopel, das Werben anderer Nationen um die Vorherrschaft ihres Einflusses dort nicht auf blofser Eroberungslust beruht, sondern auf natürlichen und unausweichlichen Bedingungen, wird einem klar, wenn man sieht, wie von ältesten Zeiten her um diese Stelle gestritten worden ist, an der sich die Kulturgebiete von Asien und Europa näher als irgendwo sonst berühren, wo ein wichtiger Seeweg von einer noch wichtigeren Landstrafse gekreuzt wird. Der trojanische Krieg, dann die Kämpfe der Perser und Griechen sind die frühesten Formen, in denen die grofse Bewegung hervortritt; und wenn zu Beginn der römischen Kaiserzeit der Plan auftauchte und, weil er die Gemüter beunruhigte, im Auftrage des Augustus öffentlich zurückgewiesen werden mufste[63]), den Sitz der Herrschaft von Rom nach Byzanz zu verlegen, so ist auch dies lehrreich und hilft verstehen, warum später das oströmische Reich so festen Bestand hatte und für Jahrhunderte die Erbschaft der westlichen Weltmacht übernehmen konnte.

Immerhin sind Fälle dieser Art nicht allzu häufig. Der Hauptbeitrag der alten Geschichte zum Verständnis der späteren Zeiten und gerade auch der, in welcher wir leben, liegt darin, dafs sie den Schüler in einfachen, zum guten Teil selbsterarbeiteten Beispielen die historischen Grundverhältnisse kennen lehrt. Diese kehren überall wieder; und wer sie einmal klar angeschaut hat, wird sie nachher auch da finden, wo sie unter der Fülle begleitender Erscheinungen versteckt liegen[64]. Einige solcher Grundverhältnisse sollen hier kurz erläutert werden.

1. Cicero machte für die inneren Zwistigkeiten, von denen der Staat seit zwei Generationen zerrissen wurde, die Gesetzgebung der Gracchen, Iulianus Apostata für den Verfall des alten Glaubens die Anhänger des Christentums verantwortlich. Beide hielten das, was Wirkung war — den Versuch sozialer Reform, das Aufkommen der neuen Religion an Stelle einer überlebten — für die Ursache, und begingen den auch in moderner Politik nicht ungewöhnlichen Fehler, dafs sie eine Krankheit zu heben meinten, indem sie ihr auffälligstes Symptom bekämpften. Doch auch wo diese gröbste Verwechselung vermieden wird, ist für richtige Erkenntnis des Kausalzusammenhanges noch nicht alles gethan. Kein Irrtum ist geläufiger, als dafs man sich bei den Vorfällen, die zu einem geschichtlichen Ereignis den äufseren Anstofs gegeben haben, beruhigt und es aus ihnen erklären zu können meint. Darum ist es gut, dafs an einem Stoffe, der nicht allzuschwer zu durchdringen ist, der Sinn geschärft und das Auge gewöhnt wird sich auf ein doppeltes Objekt einzustellen: die sichtbare Veranlassung und den verborgen wirkenden Grund. Von den Verwickelungen, die zum ersten und zweiten Samniterkrieg, zum Kampfe der Römer gegen Tarent, zur offenen Feindschaft mit Karthago geführt haben, hört der Sekundaner nicht nur im Geschichtsunterricht, sondern liest auch einiges davon selber bei Livius. Es schadet garnichts, wenn er mit den Einzelheiten genauer befafst wird; um so mehr wirkt es nachher, wenn ihm der Lehrer klar macht, dafs sie im Grunde nicht

sehr wichtig sind. Ein Unterricht, der von vornherein blofs die Hauptsachen mitteilt, beraubt den Schüler gerade der fruchtbarsten und wirksam bildenden Thätigkeit: aus der Menge des Thatsächlichen selber herauszufinden, worauf es eigentlich ankommt. Auch dem Manne bringt ja das Leben die Hauptsachen nicht sauber präpariert entgegen. Wie soll er in den Wirrnissen der Politik des Tages, die ihn umdrängen, sich zurechtfinden, wenn er nicht gelernt hat, nach den wahren Beweggründen zu suchen, die unter der Oberfläche versteckt liegen? Eine erste Anleitung dazu gehört schon in die Schule, und gerade in den Teil des Geschichtsunterrichtes, der durch seinen Stoff zu keinerlei bedenklichem Eingehen auf Zeitfragen einladet. — In unserm Falle ist es nicht schwer einzusehen, dafs kraftvolle Nationen mit innerer Notwendigkeit nach Ausdehnung streben, so dafs Kampanien, wie es zwischen Römern und Samnitern, Sicilien, als es zwischen römischem und karthagischem Machtbereich in der Mitte lag, unvermeidlich einen Konflikt herbeiführen mufsten, einerlei bei welcher Gelegenheit und in welcher Form er ausbrach. Bekanntlich waren ja die Umstände, unter denen der erste punische Krieg angefangen wurde, für die Römer durchaus nicht ehrenvoll, so dafs ihr Recht in diesem Streite ganz verschieden zu beurteilen ist, je nachdem der Anlafs oder der Grund ins Auge gefasst wird.

Unter den Kriegen der griechischen Geschichte ist einer, dessen Entstehung aus allerlei kleineren Händeln dem Lernenden erfahrungsgemäfs viel Mühe macht, der peloponnesische. Korkyra Potidäa Megara, und was darüber zu sagen ist, möchte ich keinem ersparen; aber es soll alles nur Vorbereitung sein und gewifsermafsen Folie für die eindringendere Erkenntnis, die uns Nissen gelehrt hat: dafs der Selbsterhaltungstrieb der attischen Grofsmacht zu dem Versuche drängen mufste, auch im Westen der griechischen Welt Fufs zu fassen, wodurch denn ein Zusammenstofs mit Korinth, dessen Vorzug eben auf dem gleichmäfsigen Anteil an beiden Meeren beruhte, von selbst gegeben war[65]. In den Zeiten, da die Griechen sich nach

allen Seiten hin über das Ägäische Meer hinaus verbreiteten, als am Pontos Euxeinos, in Unteritalien und Sicilien griechische Pflanzstädte erwuchsen, hatten die Athener noch keine maritimen Interessen, weil die Lage ihres Wohnsitzes für den Seeverkehr nicht so günstig war wie etwa die von Megara und Korinth. Sie waren damals mit der Ordnung ihrer inneren Verhältnisse beschäftigt. Und indem sie, über den engsten Begriff des Stadtstaates hinausgehend, ein gröfseres Gebiet, die ganze Landschaft, zu einem politischen Gemeinwesen organisierten, legten sie freilich den Grund zu ihrer späteren Stärke; aber damit war nun auch die Schwäche verbunden, dafs sie keine Kolonieen hatten. Schon Themistokles lenkte deshalb den Blick nach Westen: er nannte zwei seiner Töchter Italia und Sybaris (Plutarch Them. 32); und als im Kriegsrate bei Salamis die Meinung laut wurde, den Posten am Isthmus zu verlassen und weiter zurückzuweichen, erklärte er, die Athener würden, wenn das geschähe, wie sie da wären, mit Weib und Kind und Knecht, auswandern und sich in Siris in Unteritalien ansiedeln (Herodot VIII 62). Eine so weitschauende Politik wurde von Perikles fortgesetzt: er gründete in jener Gegend Thurii (443 v. Chr.), um dem athenischen Einflufs eine Stütze zu geben; und als die junge Stadt sich bald vom Bunde mit Athen losmachte, war ihm der Streitfall zwischen Korinth und Korkyra eine willkommene Handhabe, um hier einzugreifen und durch geleisteten Beistand einen wertvollen Bundesgenossen im Westen zu gewinnen. Von dieser Seite betrachtet zeigt sich auch die unglückselige Unternehmung gegen Syrakus (415) in anderem Lichte, und dafs sie etwas mehr ist als ein unsinniger Streich des übermütigen Alkibiades.

2. Die naive Überschätzung dessen, was der einzelne Mann vermag und vollbringt, ist ein zweiter Punkt, gegen den die Bildung des historischen Denkens wirken soll. In einer Zeit, die sich durch Fruchtbarkeit und Zuversicht im Erlafs von Verfügungen und Gesetzen auszeichnet, und der freilich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens grofse organisatorische

Aufgaben gestellt sind, ist es wohl nützlich daran zu erinnern, dafs überall die besten Staatsordnungen die sind, die nicht gemacht sondern geworden sind, und die höchstens nachträglich das Benennungsbedürfnis der Menschen an eine bestimmte Person geknüpft hat. Die Verfassungen, welche die Tradition einem Lykurg Romulus Servius Tullius zuschreibt, waren eben darum etwas so Vollkommenes für ihre Zeit und etwas so lange Dauerndes, weil sie nicht von der übernatürlichen Weisheit eines einzelnen ersonnen, sondern aus den natürlichen Verhältnissen und Bedürfnissen eines ganzen Volkes erwachsen waren. Daher haben denn alle Gesetzgebungen in historischer Zeit viel weniger Glänzendes geleistet als jene sagenhaften.

Wie geringen Erfolg Solon hatte mit seinem Versuch, streitende Bevölkerungsklassen mit einander auszusöhnen, wurde schon angedeutet (S. 51). Die Einrichtungen, durch welche Perikles den Bau der athenischen Demokratie vollendete, waren fast alle konsequent und gut gedacht; und doch haben sie, als der einzige Mann gestorben war, schnell zum Verderben geführt. Die Kraft klarer Einsicht und edlen Wollens und dagegen das tragische Schicksal der beiden Gracchen deutlich zu machen, in dem Sinne wie Nitzsch sie verstanden hat, ist eine der erfreulichsten Aufgaben des Geschichtsunterrichtes[66]. Dafs ein rechtschaffener Mann und verdienter Soldat wie Scipio Aemilianus dem Beginnen des Tiberius verständnislos gegenüberstand, darf uns nicht irre machen; noch weniger das Urteil Ciceros, des Hüters der bestehenden Gesellschaftsordnung, des Wortführers der *beati possidentes* — der übrigens doch gelegentlich, wenn auch nicht in eigenem Namen, zugesteht, dafs keine grofse Reform im Staate *sine nobilium dissensione* durchgesetzt worden sei (de orat. II § 199). Für eine gerechte Würdigung der gracchischen Politik wird es vor allem darauf ankommen, diejenigen Anträge, in denen die wirklich reformatorischen Gedanken zum Ausdruck kamen, von den anderen zu scheiden, die nur gegeben wurden, um Gunst und Einflufs bei der Menge zu gewinnen und so die Durchführung der von den

Wenigsten begriffen heilsamen Pläne möglich zu machen. Bekanntlich treten auch Mafsregeln der zweiten Art, zu denen jeder der Brüder durch den Widerstand der stumpfen Welt gedrängt wurde, so stark hervor, dafs über Tiberius von Cicero (Laelius 41), über Gaius von Mommsen geurteilt werden konnte, sie hätten die Absicht gehabt eine monarchische Gewalt zu gründen. Ihr Plan war das gewifs nicht; aber durch den Verlauf der Dinge wurden sie gezwungen, Mittel anzuwenden die auf ein solches Ziel hinarbeiteten. Die Verhältnisse sind eben in der Regel stärker als die Menschen.

Damit ist natürlich nicht gemeint, dafs wir unsern Schülern die Freude an grofsen Männern verderben wollen. Im Gegenteil: je deutlicher ihnen die widerstrebenden und hemmenden Elemente werden, gegen die jede persönliche Gröfse ankämpfen mufs, desto mehr Inhalt bekommt ihre Achtung für diese Gröfse selber. Perikles lernt man erst recht bewundern aus dem, was das athenische Volk ohne ihn geblieben ist; was Alexander bedeutete, lehren die Zustände die unter seinen Nachfolgern eintraten. Und nun vergleiche man damit die Situation beim Tode Cäsars. Auch da drohten dem Reiche erneutes Wirrsal und kläglicher Zerfall, wenn die Römer nicht das unglaubliche Glück gehabt hätten, dafs, nachdem sie den einen der helfen konnte erschlagen hatten, ein zweiter kam, der das begonnene Werk der Neuordnung fortführte. Octavian verstand seine Zeit und was ihr not that. Und darin beruht doch die echte Gröfse des Staatsmannes so gut wie des Denkers und Künstlers, dafs er hervorbringt, was bei der Menge der anderen ein halbverstandener Wunsch oder eine noch unklare Regung des Gedankens war.

3. Einige der zuletzt genannten Namen gehören zu den am heftigsten umstrittenen in der Weltgeschichte. Hat die Regierung des Perikles dem Staate mehr genützt oder mehr geschadet? sind die Gracchen mit Recht getötet worden? war eine Wiederherstellung der Republik durch Cäsars Tod möglich? — über solche Fragen haben wir als Pförtner Primaner in der

deutschen Stunde regelrechte Debatten geführt. Möge das Interesse dafür auch künftig dem Gymnasium nicht verloren gehen, um die Geister in Bewegung zu setzen. Die Art der Jugend ist es, Thaten und Menschen nach dem einfachen Unterschiede von Gut und Böse zu schätzen, und man soll ihr das nicht verargen; macht es doch die Welt, so alt sie geworden ist, im Grunde nicht anders. Nicht nur im Eifer des währenden Kampfes ist es gebräuchlich, die eigne Partei als die der Guten (ἀγαθοί, *optimates)*, die Gegner als die Schlechten (κακοί, „Staatsfeinde") zu bezeichnen; auch die Geschichtschreibung, die über Vergangenes berichtet, kennt und liebt diesen Gegensatz. Aber da ist es nun wieder Sache des Lehrers, dem jugendlich unerfahrenen Urteil, eben indem er es zu freimütiger Äufserung kommen läfst, in zwangloser Besprechung entgegenzuwirken, und zu zeigen, dafs die Männer, die bestimmend in die Geschicke der Menschheit eingegriffen haben, weder Halbgötter noch Ungeheuer gewesen sind. Auf diese Weise müssen allerdings manche Idealgestalten — die Helden der griechischen Freiheitskriege, Demosthenes, Alexander, der jüngere Scipio — etwas von ihrem Glanze verlieren; aber dafür wird anderen, die herkömmlicher Weise schwarz gemalt werden, gerechtere Beurteilung zuteil. Dafs Sulla seine Erfolge nicht blofs dem Glücke, nach dem er sich zu nennen liebte, verdankt hat, erkennt der Sekundaner, der von Sallust erfährt, wie viel Geschick und wie viel Mut der junge Offizier bei der gefährlichen Aufgabe, einen verschlagenen und verzweifelten Gegner festzunehmen, bewies (Iugurtha 105—113). Und wenn er später bei Tacitus den als Kunstwerk meisterhaften Bericht über die Regierung des Tiberius liest, so bedarf es nur leise anregender Fragen des Lehrers, um ihn zu der Beobachtung zu führen, dafs der bitter Gehafste doch eine Fülle gereifter Erkenntnis und gewissenhafter Fürsorge den Menschen, die er kaum anders als verachten konnte, gewidmet haben mufs.

Die reichste Gelegenheit zur Übung eines prüfenden und abwägenden Urteils bietet der Mann, dessen Schätzung den

allerjähesten Wechsel erlitten hat. Wenn wirklich das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus wäre den sie erweckt[67]), so müfste im geschichtlichen Unterricht von Cicero so wenig als möglich gehandelt werden. Den Respekt vor seiner politischen und männlichen Gröfse haben Drumann und Mommsen für immer zerstört; und die Eigenschaften, in denen er wirklich stark war, können wohl Achtung erwecken, doch keine Begeisterung. Wer aber im Studium der Geschichte vor allem Vertiefung des Verständnisses sucht und den Weg dazu seinen Schülern zeigen möchte, der wird bei keiner Periode lieber verweilen als bei der Zeit der ausgehenden Republik. Denn hier sind wir in der glücklichen Lage, auch in der Schule aus Quellen ersten Ranges, aus Urkunden, schöpfen zu können: den Reden, die Cicero bei wichtigen Anlässen gehalten hat, noch mehr den Briefen, in denen er Mächtige mit kluger Berechnung zu gewinnen sucht, den Freunden mit rückhaltlosem Vertrauen sein Herz ausschüttet. Einen Vorschmack von wissenschaftlicher Untersuchung kann man reife Schüler an keinem historischen Stoffe so wie an diesem gewinnen lassen. Wenn dabei manche Übertreibung, zu der eine negative Kritik im Anfang sich ereifert hatte, erkannt und überwunden wird, so kann das niemand wundern; in der Hauptsache werden sich Forschung und Urteil in der Richtung weiter entwickeln, die von jenen beiden Gelehrten gewiesen ist[68]). Man hat neuerdings wieder warnen wollen: eine Geschichtsbetrachtung im Sinne von Mommsen und Drumann gehöre nicht in die Schule; denn „Einführung in die Schwächen der Menschheit und Herabsetzung der grofsen Alten in den Augen der Jugend“ könne nicht als das „Ziel des altklassischen Unterrichts“ gelten[69]). „Herabsetzen“, verkleinern sollen wir gewifs nicht; aber ebenso wenig vergröfsern und verschönern. In Bezug auf Cicero hat Carl Bardt das Richtige getroffen in der kurzen Charakteristik, die dem Kommentar zu seiner Auswahl von Briefen vorausgeschickt ist. Besonders aber möchte ich mir das Motto aus Spinoza aneignen, das er über diesen Abschnitt gesetzt hat:

neque lugere neque ridere neque detestari, sed intellegere. Man soll Menschen und menschliche Thaten „weder betrauern noch verlachen noch verwünschen, sondern verstehen". *Neque adorare* könnte hinzugefügt werden: „und nicht vergöttern".

4. Dafs überhaupt so verschiedene Urteile über eine und dieselbe Person möglich sind, dafs wir von dem, was im Grunde die Menschen gemeint und gewollt haben, so wenig Sicheres wissen, ist ein Vorwurf, der gerade gegen die alte Geschichte gern erhoben wird. Was Themistokles bei seinem Verkehr mit dem Grofskönig eigentlich im Sinne gehabt hat, ob Cäsar an der catilinarischen Verschwörung beteiligt war, ob er wirklich daran gedacht hat sich zum „König" zu machen: diese und viele ähnliche Fragen sind immer noch unentschieden und werden es wohl bleiben. Aus Shakespeare kennt jeder den Cäsar-Mörder Marcus Brutus als Typus eines Idealisten, der zu Grunde ging, weil er seiner Natur untreu wurde und sich verleiten liefs ein würdiges Ziel auf unwürdigem Wege erreichen zu wollen; so etwa hatte Plutarch ihn geschildert: und nun zeigt uns Ciceros Briefwechsel, dafs er thatsächlich ein Mensch von höchst materieller Gesinnung war, herrschsüchtig und habsüchtig und völlig skrupellos in der Wahl seiner Mittel[70]). Was soll man da noch glauben? Ist es nicht ganz natürlich, wenn man sich von einer Wissenschaft abwendet, die nichts Gewisses zu bieten vermag, und deren Inhalt, so wie er in den üblichen Schulbüchern dargestellt wird, nicht mehr und nicht weniger ist als eine *fable convenue?*

In Wahrheit liegt in diesem offenkundig zweifelhaften Charakter der alten Geschichte, gerade für die Erziehung zu historischem Denken, ein Hauptmoment ihres Wertes. Denn zweifelhaft in ihrem innersten Wesen ist die neuere und neueste Geschichte auch; man merkt es nur nicht so leicht, wegen der viel gröfseren Fülle thatsächlicher Angaben. Das Mafs und die Art der Verantwortung Friedrichs des Grofsen für die Eröffnung des dritten schlesischen Krieges ist, trotz aller Briefe und Dokumente, Gegenstand einer ähnlichen Streitfrage, wie der Anteil,

den Perikles an dem Ausbruch des Konfliktes im Jahre 431 hatte. Und was uns noch näher liegt — die scharfsinnigen und eindringenden Erörterungen, zu denen Fürst Bismarcks Memoiren schon Anlafs gegeben haben, zeigen am besten, dafs durch den Reichtum und die Vorzüglichkeit des Quellen-Materials die Probleme wahrlich nicht vermindert werden. Verständige Männer wissen, dafs man das eigentlich Lebendige in der Geschichte, die bewegenden Gedanken und Entschlüsse, nie mit voller Sicherheit erkennen, nicht wie ein naturwissenschaftliches Präparat auf den Tisch legen kann; die Jugend soll solche Bescheidenheit erst lernen. An Personen und Ereignissen, die uns unmittelbar interessieren, darf der Nachweis nicht geführt werden; denn der Lehrer würde dabei Anschauungen berühren und wohl manchmal angreifen müssen, die dem Knaben vom Elternhause her vertraut und vielleicht wie pflichtmäfsige gegeben sind. Das Gebiet, auf dem historische Kritik unschädlich und doch wirksam geübt werden kann, ist die alte Geschichte.

Vorzug, dafs die wichtigsten Quellenschriften der römischen und griechischen Geschichte zugleich klassische Werke der Litteratur und als Gegenstände der Schullektüre seit lange eingebürgert sind. Dies ist denn das Element, in dem und aus dem bei einem Gymnasiasten der historische Sinn gebildet wird. Auch die Mafsregeln von 1892, die den eigentlichen Unterricht in alter Geschichte auf ein Minimum beschränkten, haben an dem inneren Verhältnis nichts geändert, nur dem, der die innerlich vorhandenen Kräfte zur Auswirkung bringen möchte, die Arbeit erschwert.

Dafs die Geschichte des Altertums geeignet sei Menschen unserer Zeit und im besondern junge Deutsche zu erziehen, wird gern mit Berufung darauf bestritten, dafs ihr Inhalt uns fremd bleibe und der unmittelbaren Beziehung auf die Gegenwart entbehre. Nicht einmal dies ist schlechthin richtig. Ein in der heutigen Politik so mitbestimmendes Problem wie die orientalische Frage kann nur im welthistorischen Zusammenhange recht gewürdigt werden. Wie das Drängen der Russen nach dem Besitz von Konstantinopel, das Werben anderer Nationen um die Vorherrschaft ihres Einflusses dort nicht auf blofser Eroberungslust beruht, sondern auf natürlichen und unausweichlichen Bedingungen, wird einem klar, wenn man sieht, wie von ältesten Zeiten her um diese Stelle gestritten worden ist, an der sich die Kulturgebiete von Asien und Europa näher als irgendwo sonst berühren, wo ein wichtiger Seeweg von einer noch wichtigeren Landstrafse gekreuzt wird. Der trojanische Krieg, dann die Kämpfe der Perser und Griechen sind die frühesten Formen, in denen die grofse Bewegung hervortritt; und wenn zu Beginn der römischen Kaiserzeit der Plan auftauchte und, weil er die Gemüter beunruhigte, im Auftrage des Augustus öffentlich zurückgewiesen werden mufste[63], den Sitz der Herrschaft von Rom nach Byzanz zu verlegen, so ist auch dies lehrreich und hilft verstehen, warum später das oströmische Reich so festen Bestand hatte und für Jahrhunderte die Erbschaft der westlichen Weltmacht übernehmen konnte.

Immerhin sind Fälle dieser Art nicht allzu häufig. Der Hauptbeitrag der alten Geschichte zum Verständnis der späteren Zeiten und gerade auch der, in welcher wir leben, liegt darin, daſs sie den Schüler in einfachen, zum guten Teil selbsterarbeiteten Beispielen die historischen Grundverhältnisse kennen lehrt. Diese kehren überall wieder; und wer sie einmal klar angeschaut hat, wird sie nachher auch da finden, wo sie unter der Fülle begleitender Erscheinungen versteckt liegen[64]). Einige solcher Grundverhältnisse sollen hier kurz erläutert werden.

1. Cicero machte für die inneren Zwistigkeiten, von denen der Staat seit zwei Generationen zerrissen wurde, die Gesetzgebung der Gracchen, Iulianus Apostata für den Verfall des alten Glaubens die Anhänger des Christentums verantwortlich. Beide hielten das, was Wirkung war — den Versuch sozialer Reform, das Aufkommen der neuen Religion an Stelle einer überlebten — für die Ursache, und begingen den auch in moderner Politik nicht ungewöhnlichen Fehler, daſs sie eine Krankheit zu heben meinten, indem sie ihr auffälligstes Symptom bekämpften. Doch auch wo diese gröbste Verwechselung vermieden wird, ist für richtige Erkenntnis des Kausalzusammenhanges noch nicht alles gethan. Kein Irrtum ist geläufiger, als daſs man sich bei den Vorfällen, die zu einem geschichtlichen Ereignis den äuſseren Anstoſs gegeben haben, beruhigt und es aus ihnen erklären zu können meint. Darum ist es gut, daſs an einem Stoffe, der nicht allzuschwer zu durchdringen ist, der Sinn geschärft und das Auge gewöhnt wird sich auf ein doppeltes Objekt einzustellen: die sichtbare Veranlassung und den verborgen wirkenden Grund. Von den Verwickelungen, die zum ersten und zweiten Samniterkrieg, zum Kampfe der Römer gegen Tarent, zur offenen Feindschaft mit Karthago geführt haben, hört der Sekundaner nicht nur im Geschichtsunterricht, sondern liest auch einiges davon selber bei Livius. Es schadet garnichts, wenn er mit den Einzelheiten genauer befaſst wird; um so mehr wirkt es nachher, wenn ihm der Lehrer klar macht, daſs sie im Grunde nicht

sehr wichtig sind. Ein Unterricht, der von vornherein blofs die Hauptsachen mitteilt, beraubt den Schüler gerade der fruchtbarsten und wirksam bildenden Thätigkeit: aus der Menge des Thatsächlichen selber herauszufinden, worauf es eigentlich ankommt. Auch dem Manne bringt ja das Leben die Hauptsachen nicht sauber präpariert entgegen. Wie soll er in den Wirrnissen der Politik des Tages, die ihn umdrängen, sich zurechtfinden, wenn er nicht gelernt hat, nach den wahren Beweggründen zu suchen, die unter der Oberfläche versteckt liegen? Eine erste Anleitung dazu gehört schon in die Schule, und gerade in den Teil des Geschichtsunterrichtes, der durch seinen Stoff zu keinerlei bedenklichem Eingehen auf Zeitfragen einladet. — In unserm Falle ist es nicht schwer einzusehen, dafs kraftvolle Nationen mit innerer Notwendigkeit nach Ausdehnung streben, so dafs Kampanien, wie es zwischen Römern und Samnitern, Sicilien, als es zwischen römischem und karthagischem Machtbereich in der Mitte lag, unvermeidlich einen Konflikt herbeiführen mufsten, einerlei bei welcher Gelegenheit und in welcher Form er ausbrach. Bekanntlich waren ja die Umstände, unter denen der erste punische Krieg angefangen wurde, für die Römer durchaus nicht ehrenvoll, so dafs ihr Recht in diesem Streite ganz verschieden zu beurteilen ist, je nachdem der Anlafs oder der Grund ins Auge gefasst wird.

Unter den Kriegen der griechischen Geschichte ist einer, dessen Entstehung aus allerlei kleineren Händeln dem Lernenden erfahrungsgemäfs viel Mühe macht, der peloponnesische. Korkyra Potidäa Megara, und was darüber zu sagen ist, möchte ich keinem ersparen; aber es soll alles nur Vorbereitung sein und gewifsermafsen Folie für die eindringendere Erkenntnis, die uns Nissen gelehrt hat: dafs der Selbsterhaltungstrieb der attischen Grofsmacht zu dem Versuche drängen mufste, auch im Westen der griechischen Welt Fufs zu fassen, wodurch denn ein Zusammenstofs mit Korinth, dessen Vorzug eben auf dem gleichmäfsigen Anteil an beiden Meeren beruhte, von selbst gegeben war[65]). In den Zeiten, da die Griechen sich nach

allen Seiten hin über das Ägäische Meer hinaus verbreiteten, als am Pontos Euxeinos, in Unteritalien und Sicilien griechische Pflanzstädte erwuchsen, hatten die Athener noch keine maritimen Interessen, weil die Lage ihres Wohnsitzes für den Seeverkehr nicht so günstig war wie etwa die von Megara und Korinth. Sie waren damals mit der Ordnung ihrer inneren Verhältnisse beschäftigt. Und indem sie, über den engsten Begriff des Stadtstaates hinausgehend, ein gröfseres Gebiet, die ganze Landschaft, zu einem politischen Gemeinwesen organisierten, legten sie freilich den Grund zu ihrer späteren Stärke; aber damit war nun auch die Schwäche verbunden, dafs sie keine Kolonieen hatten. Schon Themistokles lenkte deshalb den Blick nach Westen: er nannte zwei seiner Töchter Italia und Sybaris (Plutarch Them. 32); und als im Kriegsrate bei Salamis die Meinung laut wurde, den Posten am Isthmus zu verlassen und weiter zurückzuweichen, erklärte er, die Athener würden, wenn das geschähe, wie sie da wären, mit Weib und Kind und Knecht, auswandern und sich in Siris in Unteritalien ansiedeln (Herodot VIII 62). Eine so weitschauende Politik wurde von Perikles fortgesetzt: er gründete in jener Gegend Thurii (443 v. Chr.), um dem athenischen Einflufs eine Stütze zu geben; und als die junge Stadt sich bald vom Bunde mit Athen losmachte, war ihm der Streitfall zwischen Korinth und Korkyra eine willkommene Handhabe, um hier einzugreifen und durch geleisteten Beistand einen wertvollen Bundesgenossen im Westen zu gewinnen. Von dieser Seite betrachtet zeigt sich auch die unglückselige Unternehmung gegen Syrakus (415) in anderem Lichte, und dafs sie etwas mehr ist als ein unsinniger Streich des übermütigen Alkibiades.

2. Die naive Überschätzung dessen, was der einzelne Mann vermag und vollbringt, ist ein zweiter Punkt, gegen den die Bildung des historischen Denkens wirken soll. In einer Zeit, die sich durch Fruchtbarkeit und Zuversicht im Erlafs von Verfügungen und Gesetzen auszeichnet, und der freilich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens grofse organisatorische

der selber nichts gethan hat, kehrt später noch einmal wieder, eben vor jener Feldherrnwahl. Cheirisophos ist von der Fahrt, die er sehr zuversichtlich unternommen hatte um Schiffe zu holen (V 1, 10), zurückgekommen und hat das Heer nicht mehr in Trapezunt angetroffen, sondern der Heimat bereits ein gutes Stück näher, da es ihnen an Ort und Stelle gelungen war sich selber Fahrzeuge zu verschaffen. Und hier heifst es (VI 1, 16): „Die Soldaten erwarteten, dafs Cheirisophos ihnen irgend etwas Gutes mitbringe; aber der brachte nichts, doch erklärte er, dafs er ihnen seine Anerkennung ausspreche.“ So viel Griechisch verstehen auch Oberteritaner schon, um das Humoristische in solcher Wendung zu empfinden, wenn man sie durch Fragen darauf hinlenkt. Und diese Freude kann man ihnen öfter machen; denn das feine, versteckte Lächeln im Erinnern an all die miterlebten Leiden und Thaten ist ein charakteristischer Zug, der die ganze Darstellung belebt[73]. Xenophons Anabasis ist ein prächtiges Buch gerade auch für die Jugend, die für Gefahren und Abenteuer ein freudiges Interesse mitbringt; nur sollte man die ersten sieben Kapitel mit ihrem unglücklichen ἐντεῦθεν ἐξελαύνει ein für allemal fortlassen.

Ein behaglicher Erzähler ist auch Herodot, den zu würdigen nun schon ein reiferer Verstand erfordert wird. Dafs ein Plan, wie zuerst er ihn gefafst und mit zunehmender Sicherheit durchgeführt hat, eine geistige That war, soll der Sekundaner, der bereits auf ein Jahr Homer-Lektüre zurückblicken kann, einsehen; mit dieser Gröfse des Planes aber verbindet sich eine fast noch kindliche Unbefangenheit der Einzelbetrachtung und dadurch auch der Sprache: beide Elemente zusammen ergeben ein Gemisch von lebendigstem Reize, der doch vor allem darin beruht, dafs man hier den menschlichen Geist im Vorwärtsschreiten, eine Wissenschaft im Werden sieht. „Die Verbindung des Sagenhaften und Historischen übte ihre volle Wirkung auf mich aus; so die Anmut der Sprache, die Durchsichtigkeit der Darstellung, aber hauptsächlich die unendliche Weltumfassung, die sich in diesem Grundbuch des

historischen Wissens ausgeprägt hat": das kann nicht jeder so sagen wie Ranke; aber fühlen kann es jeder.

Für die Erziehung zu historischem Denken ist von besonderem Interesse die Art, wie bei Herodot kritisches Bewufstsein erwacht. Gewissenhaft scheidet er (z. B. II 99) das, was er selber gesehen, von dem, was er nur durch andere gehört hat; und wo ihm etwas Überliefertes unwahrscheinlich vorkommt, hält er mit dem Ausdrucke des Zweifels nicht zurück. Den Vorwurf, dafs die Alkmeoniden nach der Schlacht bei Marathon einen Schild emporgehalten hätten um den Persern verräterisch ein Zeichen zu geben, entkräftet er durch sorgfältige Erwägungen über die politische Stellung dieses Geschlechtes; dann schliefst er: „Emporgehalten wurde ja ein Schild, und das kann man nicht anders sagen; es ist ja geschehen; wer es aber war, der ihn emporhielt, darüber weifs ich weiter nichts zu sagen" (VI 124). Man meint — fast wie bei Homer — Mienenspiel und Handbewegungen zu sehen, womit er, lebhaft und eindringlich, den Satz begleitet. Aber so stark sich auch sein Zweifel regen mochte, er hat ihm nie soviel Raum gegeben, dafs er deshalb in dem Erzählten etwas geändert hätten. „Ich bin verpflichtet zu sagen, was gesagt wird, alles zu glauben aber bin ich nicht verpflichtet; und das soll für jede meiner Erzählungen gelten": so erklärt er selbst (VII 152; ähnlich II 123). Man mag über solche Bescheidenheit lächeln; sie bezeichnet doch im Grunde einen Fortschritt gegenüber der Selbstgewifsheit, mit der Hekatäos nach rationalistischer Kritik die alten Sagen gemeistert hatte[74]). Dadurch, dafs Herodot die Dinge nicht so erzählte, wie sie ihm wahrscheinlich, sondern wie sie ihm überliefert waren, hat er seinen damaligen wie den heutigen Lesern einen viel reicheren und ungetrübteren Stoff zu eigner Sichtung und Entscheidung gegeben. Dafs wir seinem verständigen kritischen Verfahren eine für die Geschichte der Geographie sehr wertvolle Nachricht verdanken, ist anderswo (S. 25) erwähnt worden. Der Lehrer wird es immer so einrichten können, dafs eine der hier in Be-

tracht kommenden Stellen in der Lektüre begegnet; dann läfst er die anderen dazu aufschlagen und leitet zu Vergleichung und Beurteilung an. Sehr wohl möglich wäre dies auch in Bezug auf die Frage, wie weit Herodot parteiisch, gar bewufst parteiisch geschrieben hat. Es ist schade, dafs wir keine Zeit haben aus Plutarchs Schrift περὶ τῆς Ἡροδότου κακοηθείας wenigstens einige Kapitel zu lesen. Sie wird mit Unrecht so ganz gering geschätzt; denn sie enthält, mag nun Plutarch ihr Verfasser sein oder wer sonst, neben allerlei kleinlichem Gezänk doch einige sehr beachtenswerte Hinweise auf solche Fälle, in denen Herodot mit offenbarer Absicht Abschweifungen macht, um etwas Rühmliches oder umgekehrt um etwas Häfsliches erzählen zu können[75]. Seine Darstellung der Kämpfe bei Thermopylä — besonders des Verhaltens der Thebaner — und bei Platää mit Plutarchs Kritik (33. 42) zusammenzuhalten und zwischen beiden einen eigenen Standpunkt zu finden, wäre für einen jungen Primaner eine gut lösbare Aufgabe und eine heilsame Übung des geschichtlichen Urteils.

Herodot mit Livius zusammenzustellen könnte barock erscheinen; folgt man aber der Anregung dazu, die kürzlich für die Schule gegeben worden ist[76], so wird man finden, dafs wirklich das Verständnis für jeden der beiden durch die Vergleichung gewinnt. Auch Livius hat für ein umfangreiches Gebiet Nachrichten gesammelt und giebt sie mit überwiegend gläubigem Sinn wieder, ohne sich daran zu stofsen, dafs die Verschiedenheit der Gewährsmänner manchen Widerspruch in seiner eigenen Darstellung bewirkte. Der grofse Unterschied ist aber, dafs Herodot das weitaus meiste aus mündlicher Überlieferung geschöpft hat, so dafs es von ihm zuerst niedergeschrieben wurde, während dem Römer die Geschichte fast durchweg schon in schriftstellerischer Bearbeitung vorlag; der Bericht des einen ist also mehr ursprünglich, der des andern ganz und gar abgeleitet. Dazu kommt, dafs Livius in einer Zeit lebte, für die es doch Thukydides und Polybios schon gab, um von ihnen zu lernen. Derselbe Mangel an strenger Folgerichtigkeit, der

uns bei dem Vater der Geschichte als Naivetät freundlich anmutet, erscheint bei dem formgewandten Kompilator des augusteischen Zeitalters als Kritiklosigkeit.

Hierfür die Aufmerksamkeit zu wecken ist auch die Schule schon verpflichtet; sonst erzieht sie zu gedankenlosem Lesen. Wir wünschen doch, dafs die Jungen nicht blofs Tag für Tag ihr Pensum erledigen und jedesmal wieder vergessen, was durch ihren Sinn gegangen ist, sondern dafs sie Neues zu früher Dagewesenem in Beziehung setzen und einen Zusammenhang auch da herstellen, wo der Autor ihn nicht hervorgehoben hat. Dabei kann es denn nicht unbemerkt bleiben, dafs der Zug des Fabius Rullianus durch den Ciminischen Wald (310 v. Chr.; IX 36) ohne rechten Zweck und ohne rechte Wirkung ist, dafs besonders der Kundschaftsgang, den ein Bruder des Konsuls vorher ausführt, unvermittelt dasteht. Wenn die Schüler durch Fragen dazu gebracht sind sich hierüber zu wundern, so mag ihnen auch die Lösung nicht vorenthalten werden: dafs die phantastischen Verherrlichungen der gens Fabia dem Werke des Fabius Pictor entstammen. Die Unternehmungen der Römer in Spanien im Sommer 217 hat Livius in zwei Kapiteln erzählt (XXII 19. 20), und erwähnt nun ganz überraschend noch einen grofsen Zug des Landheeres bis zur Sierra Morena, der auch durch Polybios (III 97, 5) ausgeschlossen wird: dieser Zug mufs aus einer andern Quelle stammen als die vorher berichteten Ereignisse. — Besonders fruchtbar wird solche Betrachtung, wenn die Vorlage, die unvorsichtig benutzt ist, noch existiert und zum Vergleich herangezogen werden kann. Die List mit den Rindern, die Hannibal bei Casilinum angewandt hat, bleibt nach Livius (XXII 17, 4) unverständlich; Polybios bringt die Erklärung (III 94, 1: παρεβοήθουν τοῖς ἄκροις). Derselbe berichtet aus der Schlacht bei Kynoskephalä (XVIII 24, 9): τοῖς μὲν φαλαγγίταις ἐδόθη παράγγελμα, καταβαλοῦσι τὰς σαρίσας ἐπάγειν, „mit gefällten Lanzen heranzurücken.“ Daraus hat Livius gemacht: *Macedonum phalangem hastis positis, quarum longitudo impedimento erat, gladiis rem gerere iubet* (XXXIII 8,13): aus

καταβαλοῦσι hat er „niederlegen" herausgelesen, ist dadurch auf einen Schwertkampf geführt worden und hat die Begründung *quarum longitudo impedimento erat* frei hinzugedichtet. Solche Art der Verwendung einer Vorlage, aus Abhängigkeit und Dreistigkeit gemischt, würden wir in einem Schüleraufsatz ernstlich rügen; sollen wir sie hier anders beurteilen? ein leichtes Drüberhinlesen befördern, um nicht in der Bewunderung für den alten Autor irre zu machen? Da wäre diese für einen gefährlichen Preis erkauft. Vor Bethätigung des kritischen Triebes können wir die Jugend doch nicht bewahren; so ist es schon das Beste, wir nehmen ihn frischweg zum Bundesgenossen und leiten ihn auf die rechten Wege. Sonst wird er, von lauter Äufserung zurückgehalten, im stillen um so heftiger bohren und nun erst recht zerstörend wirken. Der Wert, den Livius für den Unterricht hat, beruht zum Teil eben darauf, dafs er Stoff zu einer Kritik liefert, die mit den Verstandesmitteln der Schüler geübt werden kann; zum andern, gröfseren Teil freilich darin, dafs er die älteste Geschichte der Römer, so wie sie im eigenen Bewufstsein dieses stolzen Volkes lebte, festgehalten hat. Er ist in ähnlichem Sinne ihr nationaler Geschichtschreiber wie Vergil ihr nationaler Dichter.

Nach einer ganz andern Seite als Livius ist Sallust geeignet die Beobachtung zu schärfen. Seine Schriften sind Kunstwerke, von denen man gern Stücke noch in Prima wieder lesen möchte, um zur Vergleichung mit Thukydides auffordern zu können, den er sich — kühn genug — zum Vorbilde genommen hatte. Den durchweg gewählten Ausdruck, die bedeutende Wortstellung, das Durchdachte im Aufbau der Sätze, der Reden empfindet auch ein Sekundaner. Der Kampf am Muthul-Flusse (Iug. 48 ff.) ist, sehr zum Unterschiede von livianischen Schlachtberichten, so erzählt, dafs man danach eine Zeichnung entwerfen könnte. Und der sittliche Ernst der Weltbetrachtung, wie er sich besonders in den beiden Einleitungen, aber auch in manchem eingestreuten Urteil ausspricht, imponiert dem jugendlichen Leser. Den Gedanken an

Parteilichkeit weist der Autor von sich: *mihi a spe, metu, partibus rei publicae animus liber erat* (Cat. 4, 2). Dazu stimmt es, wenn er in einer Schilderung des Parteitreibens, das seit dem Jahre 70 v. Chr. den Staat zerrüttet habe, den Verteidigern der Volksrechte die gleiche Schuld beimifst wie den Anhängern des Senates (Cat. 38, 3). Aber dieser Eindruck von Gerechtigkeit wird nicht überall bestätigt. Unwillkürlich verrät sich der politische Standpunkt des Erzählers, wo er den neuen Konsul und Feldherrn Metellus mit der Bemerkung einführt, er sei zwar ein Gegner der Volkspartei, doch ein Mann von gleichmäfsigem und unbeflecktem Rufe gewesen (Iug. 43, 1). Bei der Lektüre des Catilina, an der Stelle wo Cäsar, aus der Kurie heraustretend, von römischen Rittern bedroht wird (49, 4), liegt die Frage nahe — wenn sie nicht von selber auftaucht, mag der Lehrer sie hervorlocken — was für eine Senatsitzung das gewesen sei, bei der Bewaffnete aus dem Ritterstande das Haus umgaben. Durch eigne Überlegung finden die Schüler: die vom 5. Dezember, in der Cäsar als Verteidiger der gefangenen Catilinarier auftrat. Diese Verhandlungen aber erzählt Sallust nachher, und nicht einmal unmittelbar nachher. Er hat also jenes Begegnis vor dem Tempel der Concordia aus seinem Zusammenhang herausgezogen und vorweggenommen, um den gegen Cäsar erhobenen Vorwurf so recht unbegründet erscheinen zu lassen. Nachdem diese Entdeckung einmal gemacht ist, erscheint alles Übrige in einem neuen Lichte. Der Verdacht bleibt rege, ob Sallust auch sonst die Thatsachen zu Gunsten Cäsars verschoben habe; und hat man darüber zu zweifeln erst angefangen, so hat man auch zu zweifeln aufgehört. Die hier gemachte Erfahrung wiederholt sich beim Iugurthinischen Kriege. Dafs Metellus den Beinamen ‚Numidicus' erhalten hat, wissen die Schüler aus der Geschichte; Sallust aber erwähnt (88,1) weder dies noch den bewilligten Triumph. Und doch geht sogar aus seiner Darstellung hervor, dafs Marius im Felde nichts Wesentliches mehr zu thun fand (87, 1); denn die Einnahme von Capsa hatte keinen erkennbaren Zweck (89, 3) und

keinen greifbaren Erfolg (92, 3. 4). Die eine wichtige Aufgabe aber, die noch geblieben war, Iugurtha gefangen zu nehmen, hat nicht Marius gelöst sondern der verhafste Sulla. Wenn trotzdem der Feldherr aus dem Volke aufs höchste gepriesen (63. 87, 2; 92, 1. 2), sein Nebenbuhler wie ein vornehmer Glücksritter charakterisiert wird (95), so liegt die Absicht offen zu tage. Nun versteht man erst den Sinn der allerdings meisterhaft ausgearbeiteten Programmrede, die Marius nach seiner Wahl zum Konsul in Rom gehalten haben soll (85); und die gesucht schlichten Worte des letzten Kapitels mit ihrer Hindeutung auf die Zukunft stellen sich als natürlicher Abschlufs eines Buches dar, dessen eigentliches Thema nicht der Krieg gegen Iugurtha, sondern der beginnende Sieg der Volkspartei war (5, 1).

Das Treffende über Sallust hat Mommsen gesagt[77]): „Dafs der gewandte Schriftsteller den apologetischen und accusatorischen Charakter seiner Bücher zurücktreten läfst, beweist nicht, dafs sie keine, sondern dafs sie gute Parteischriften sind.“ Diese Erkenntnis können wir auch unsern Schülern verschaffen. Nicht so, dafs wir erst das Leben des Mannes erzählen und schon daher den Verdacht der Parteilichkeit ableiten, sondern indem wir sie zunächst ganz unbefangen an die Lektüre herantreten lassen und allmählich aus dieser selbst heraus Zweifel, Prüfung, Urteil entwickeln. Eine so erarbeitete und erlebte Einsicht ist ein wirklicher Gewinn, eine Rüstung auch gegen die Künste moderner Tendenzlitteratur.

In der Schule zunächst bietet Tacitus reichen Stoff, um den einmal geweckten kritischen Sinn weiter zu üben: hat er sein Versprechen gehalten und *sine ira et studio* geschrieben? Man braucht nichts Fremdes in den Unterricht hereinzuziehen, nicht Nachrichten und Urteile andrer Schriftsteller anzuführen: aus ihm selbst und aus seiner Darstellung kann die Antwort gefunden werden, wenn man nur stetig darauf ausgeht, sich die Dinge, die er berichtet, als wirklich geschehen vorzustellen und die Thatsachen von dem Urteil, mit dem er sie begleitet,

zu trennen. Da zeigt sich gleich in den beiden ersten Büchern der Annalen, dafs nahezu alle Regierungsmafsregeln des Tiberius einen vernünftigen und guten Sinn hatten: wie er Senat und Heer verschieden behandelt (I 7), den Aufständischen gegenüber nicht sofort die Person des Herrschers einsetzt (I 47), die Kommandos in den Provinzen von der Unstetigkeit des jährlichen Wechsels zu befreien sucht (I 80), den indiskreten Antrag des Asinius Gallus, dafs für 5 Jahre im voraus die Beamten bestellt werden sollten, mit geschickter Motivierung ablehnt (II 36). Wo sein persönliches Empfinden herausgefordert wird, übt er Festigkeit ohne Härte: die erste der unseligen Majestätsanklagen weist er energisch zurück (I 73), die unwürdige Bettelei des Hortensius verurteilt er, gewährt aber doch eine Unterstützung (II 37 f.); er bestraft den Pseudo-Agrippa, schlägt aber die weitere Untersuchung, das Aufspüren der Mitschuldigen, nieder (II 40); wo er sich von der Erregung hat fortreifsen lassen, weifs er sich nachher um so strenger zu beherrschen (I 74). In der Beurteilung der germanischen Verhältnisse hat ihm die Geschichte recht gegeben; mit gutem Bedacht machte er den nutzlosen Eroberungszügen ein Ende und überliefs die ungebrochenen Völker ihrer eigenen Zwietracht: Tacitus sieht in der Abberufung des Germanicus nur einen Ausflufs kleinlichen Neides (II 26). Und so hat er in all den hier erwähnten Fällen und in vielen ähnlichen der Handlungsweise des Herrschers ein unedles Motiv untergelegt. Aber es war nicht kühl berechnende Kunst, wie bei Sallust, mit der er den Thatbestand so zurechtschob, dafs er einer bestimmten Absicht diente; sondern die tiefe Trauer eines patriotisch gesinnten Mannes über den Zustand des öffentlichen Lebens liefs ihm alles in dunkler Färbung erscheinen. Die äufsere Ordnung der Dinge beim Regierungsantritte des Tiberius beschreibt er mit den inhaltschweren Worten (Ann. I 3): *Domi res tranquillae, eadem magistratuum vocabula; iuniores post Actiacam victoriam, etiam senes plerique inter bella civium nati: quotus quisque reliquus, qui rem publicam vidisset?*

Der Verlust der Freiheit war ihm um so schmerzlicher, als er doch tief genug und klar genug blickte, um zu sehen dafs es unmöglich sei sie wieder herzustellen. Er erkannte, dafs die Verhältnisse des Staates nach Cäsars Ermordung einen Mann gefordert hätten, der auch vor der Anwendung schlechter Mittel nicht zurückschreckte (Ann. I 9); dem erfahrenen Galba legt er den Satz in den Mund, dafs die Menschen seiner Zeit weder volle Knechtschaft ertragen könnten noch volle Freiheit (Hist. I 16): was blieb anderes übrig als eine kraftvolle und kluge Monarchie, die den Regierten den Schein der Selbständigkeit gönnte? So billigte Tacitus Versuche der Auflehnung gegen die neue Ordnung nicht — *sibi causam periculi fecit, ceteris libertatis initium non praebuit,* sagt er (Ann. XIV 12) von Paetus Thrasea — und empfahl einen mittleren Weg zwischen Trotz und Erniedrigung (Ann. IV 20), wie er ihn auch selbst zu gehen gewufst hat. Aber von diesem Zwiespalt blieb nun sein Inneres zerrissen: von der Sehnsucht nach einem Gute, für das zu kämpfen er sich versagen mufste.

Von solcher Stimmung des Gemütes aus konnte er nicht anders als überall, im Leben wie in der Geschichte, das Schwere, ja das Schlimme sehen; und dies hat er mit vollendeter Kunst dargestellt. Wo er einen bedeutenden Vorgang oder einen grofsen Menschen mit plastischer Kraft so schildert, dafs sie vor unsern Augen Gestalt gewinnen, da ist es immer ein trauriger Anlafs, durch den Empfinden und Handeln zur Erhabenheit gesteigert werden. Agrippinas Auszug aus dem aufständischen Lager, die Bestattung der mit Varus Gefallenen, der Cherusker-Held dem die Gattin geraubt ist, der durch die Gaue seines Volkes fliegt um zur Rache zu rufen, oder das Heldentum jenes unglücklichen Weibes (XV 57), das auf der Marterbank und bis in den Tod die Verschwiegenheit bewahrt: das sind Bilder, die sich unauslöschlich dem inneren Sinn einprägen. Zweifeln kann man, ob in ihnen der Schriftsteller gröfser ist oder in den kurzen Sätzen, durch die er seinen psychologischen Beobachtungen epigrammatisch zugespitzte

Form verliehen hat. *Proprium humani generis est odisse quam laeseris* (Agr. 42): könnte das wirksamer gesagt werden? Am meisten beschäftigt ihn das durch den Prinzipat neu geschaffene Verhältnis zwischen Regierung und Unterthanen: das *ruere in servitium* der vornehmen Menge gegenüber dem neuen Herrscher (Ann. I 7); die Unterwürfigkeit des Ehrgeizigen der selber nach Herrschaft strebt, *omnia serviliter pro dominatione* (Hist. I 36); die raffinierte Kunst, durch scheinbaren Freimut dem Gebieter zu huldigen — *ea sola species adulandi supeterat* (Ann. I, 8). Immer sind es auch hier die bösen Seiten der menschlichen Natur, die er hervorkehrt; aber nicht mit hämischer Freude an der Betrachtung des Gemeinen, sondern mit schwermütiger Sorge um die Zukunft eines unter allem Glanze materieller Kultur innerlich sinkenden Geschlechtes, dem er deshalb als Vorbild urwüchsiger, gesunder Kraft die Bewohner Germaniens entgegenhält.

Der Zeit, welche Tacitus schildert, sieht unsre eigene Zeit in manchem Betracht ähnlich, vor allem doch darin, dafs sie dem Aufkommen selbständiger Charaktere im öffentlichen Leben nicht günstig ist. Das werden dereinst, wenn sie in die Welt hinaustreten, auch unsre Schüler erkennen, denen der grofse Menschenkenner den Blick geschärft hat. Aber noch etwas anderes, Freudigeres sollen sie durch ihn lernen. Er äufsert einmal (Ann. III 55) die Vermutung, dafs sich in der Gesamtheit des Geschehens ein Kreislauf, auch der sittlichen Zustände, vollziehe, und findet, dafs nicht in allen Punkten die Gegenwart hinter der Vergangenheit zurückstehe, dafs sie auch Ansätze zu Schönem und Nachahmenswertem zeige. Dieser Gedanke steht bei Tacitus vereinzelt, ist nicht zu einer herrschenden Überzeugung geworden. Wir wollen versuchen ihm in unsern Schülern diese Kraft zu geben, damit sie als Männer durch das Schlechte, das ihnen begegnet — das sie klar erkennen sollen —, nicht zu müder Resignation gestimmt sondern zu rüstigem Eingreifen aufgefordert werden. Denn wenn es in dem Kreislauf, dessen sich Tacitus getröstete, wieder auf-

wärts gehen soll, so stellt sich doch solche Bewegung nicht von selbst ein, sondern die Menschen, die kommenden Menschen sind es, die ihre Träger sein müssen.

Zu Betrachtung des Verhältnisses zwischen Denken und Handeln wird auch der letzte, gröfste der auf der Schule gelesenen Historiker Anlafs geben; was uns zunächst an Thukydides interessiert, ist die Stellung, die er zu seinen Vorgängern einnimmt. Das 22. Kapitel des ersten Buches darf keiner Generation von Primanern unbekannt bleiben. Wie etwas Selbstverständliches ist hier die Grundregel historischer Kritik nicht sowohl ausgesprochen als vorausgesetzt: dafs man beim Benutzen überlieferter Nachrichten die Natur des Berichterstatters in Rechnung ziehen und immer fragen soll, wie weit er fähig und wie weit er geneigt sei die Wahrheit zu sagen. Thukydides sah voraus, dafs die Nüchternheit seiner Darstellung — τὸ μὴ μυθῶδες — den Beifall der Menge hindern werde; er vertraute auf das Urteil derer, die tiefer zu dringen und den Zusammenhang der Ereignisse zu durchschauen wünschten. Dem Zwecke, diesen zu erklären, Wirkungen aus Ursachen abzuleiten, dient fast alles, was er zur Charakteristik von Personen gesagt hat; er hebt nur solche Züge hervor, die auf den Gang der Dinge Einflufs geübt haben[78]. Ausnahmsweise, bei Themistokles Perikles, giebt er ein ausgeführteres Bild der geistigen Persönlichkeit (I 138, 3; II 65, 3—6). Auch seine Ansicht von den Grundlagen menschlicher Entschlüsse und Thaten, die in wirtschaftlichen und politischen Zuständen enthalten sind, hat er nirgends unmittelbar entwickelt; gelegentlich, wo solche Faktoren wirksam werden, deutet er sie an, fast immer innerhalb von Reden, die er anderen in den Mund legt. So wird der Unterschied athenischer und lakedämonischer Politik von den Korinthern geschildert (I 70. 71), die verschiedene Stellung der athenischen und der peloponnesischen Bevölkerung zum Kriegsdienst von Perikles (I 141). Der Gedanke, dafs es im Kriege am letzten Ende darauf ankomme, welcher Partei ihre Geldmittel das längere Ausharren möglich machen, blickt wohl

auch einmal in der Erzählung selber durch (I 11); deutlicher wird er von dem spartanischen Könige wie von dem athenischen Staatsmann ausgesprochen (I 83. 142 f.). Wie ungleich eine Landmacht und eine Seemacht den Fragen der Politik gegenüberstehen, wird auf der einen Seite — im Kriegsrate der Peloponnesier — von den Vertretern Korinths, auf der andern wieder von Perikles ausgeführt (I 120. 142).

Über alle diese Dinge mufste Thukydides viel und eindringlich nachgedacht haben, ehe er die knappen Begründungen formulieren konnte, in denen sein Wissen und seine Einsicht sich äufsern. Die ganze Grundanschauung, die wir leicht geneigt sind für eine höchst moderne Errungenschaft zu halten, dafs politische Konflikte ihren letzten Ursprung in wirtschaftlichen Bedürfnissen und Gegensätzen haben, war in Thukydides schon lebendig. Wenn er die bevorzugte Lage von Korinth treffend bezeichnet — im Kreuzungspunkte einer uralten Landstrafse mit einer Hauptlinie des Seeverkehrs (I 13) —, ferner das Verlangen der Athener erwähnt, für die Fahrt nach Italien und Sizilien einen Stützpunkt im westlichen Griechenland, in Kerkyra, zu gewinnen (I 44), so ist kaum zu bezweifeln, dafs er von der eigentlichen Ursache des grofsen Krieges schon dieselbe Ansicht gehabt hat, die wir vorher als Ergebnis neuerer Forschung erwähnt haben (S. 70 f.). Dazu stimmt auch der Inhalt, den er den vorausgegangenen Verhandlungen, besonders den Reden der Korinther, gegeben hat. Nur darin steht Thukydides den Anforderungen und der beginnenden Gewohnheit moderner Geschichtschreibung fern, dafs er wirklich überall Geschehenes erzählt, Zustände nur mittelbar, aus der Art des Geschehenen, erkennen läfst; wo er doch einmal eine zusammenhängende Schilderung für angebracht hält, wie die fast poetische des athenischen Staatswesens, da macht er sie zu einer bei geschichtlichem Anlafs gehaltenen Rede, und damit doch wieder zu einem Stück der Geschichte.

Und ein Mann von so unvergleichlich staatsmännischem Blick, ein so sachkundiger Beurteiler und Darsteller kriege-

rischer Vorgänge hat da, wo er berufen war selber in den Gang der Ereignisse einzugreifen, die auf ihn gesetzte Erwartung nicht gerechtfertigt. Ist das nicht ein Widerspruch? Es wird nicht ausbleiben, dafs Primaner so fragen; und man darf es wünschen. Denn damit wird der natürliche Anlafs gegeben, um ein wichtiges Grundverhältnis in der Natur des menschlichen Geistes zum Verständnis, ja zur Anschauung zu bringen. Der Mann der That und der Mann der Wissenschaft bedürfen nicht derselben Art von Verstand: gerechtes Abwägen aller in Betracht kommenden Umstände thut dem einen, schnelles, instinktiv sicheres Erfassen des Wesentlichen dem anderen not. Vorzüglich ausgeführt hat dies Clausewitz in dem Kapitel seines klassischen Werkes, das vom „kriegerischen Genius" handelt (I 3); gewufst hat es ebenso schon Thukydides. Der schlimmen Erfahrung, die er bei Amphipolis gemacht hatte (IV 106. V 26, 5), verdankte er nicht nur die unfreiwillige äufsere Mufse, sondern auch die klare Erkenntnis der Eigenschaften, die im öffentlichen Leben den Helden machen. Eben weil er sie in sich selber schmerzlich vermifste, wufste er sie in anderen um so schärfer zu erkennen, um so treffender zu würdigen[79]. Und dies giebt seiner Charakteristik des Themistokles einen eigenen Reiz, des Mannes, der, ohne viel gelernt zu haben, durch angeborenen Verstand Gegenwärtiges und Künftiges sicher beurteilte, was besser und was schlechter sei auch im Dunkeln erkannte und, τὸ ξύμπαν εἰπεῖν, φύσεως μὲν δυνάμει, μελέτης δὲ βραχύτητι κράτιστος αὐτοσχεδιάζειν τὰ δέοντα ἐγένετο.

VIII.

Kunst.

> Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.
>
> Goethe.

Als vor 12 Jahren „Rembrandt als Erzieher“ hervortrat, gegen das allzu Verstandesmäſsige unsres Bildungswesens protestierte und eine Periode des Vorherrschens der Kunst im deutschen Geistesleben ankündigte, da galt es für böse Ketzerei ihm beizustimmen[80]. Heute ist „Kunsterziehung“ ein viel gebrauchtes Schlagwort. Die erfolgreiche Thätigkeit, die Alfred Lichtwark entfaltete, die Versuche und Berichte der Hamburger Vereinigung für die Pflege künstlerischer Bildung, die Verhandlungen des Kunsterziehungstages in Dresden im Herbst 1901 haben die Aufgaben, die sich hier aufthun, zu einem Gegenstande des öffentlichen Meinens gemacht[81]. Für Beschaffung eines künstlerisch wertvollen und doch nicht allzu teuren Anschauungsmaterials sind und werden zweckmäſsige Anstalten getroffen. Prinzipiell besteht darüber kein Zweifel, daſs man ein Doppeltes fordert: Erziehung zur Kunst und durch Kunst. Sobald es sich aber um die praktische Ausführung handelt, weichen die Ansichten von einander ab: welche Wege einzuschlagen, wie die gebotenen Mittel zu benutzen seien. Daſs durch die neue Wendung der Zeichenunterricht eine erhöhte Bedeututung gewinnt, liegt auf der Hand. Von akademischer Seite ist mit Wärme der Vorschlag entwickelt, neuerdings auch von einem urteilsfähigen Schulmann unterstützt worden, das

Zeichnen bis zur obersten Klasse auch des Gymnasiums obligatorisch und zur Hauptstätte der Bildung des künstlerischen Sinnes zu machen[52]). Ob sich dieser Plan anders als vereinzelt, unter ausnahmsweise günstigen Bedingungen, würde durchführen lassen, erscheint doch fraglich. Aber davon soll hier nicht die Rede sein. Was uns beschäftigt, ist wieder der Versuch, zu zeigen wie am Gymnasium, ohne alle Vermehrung der Lehrfächer, nur aus den Stoffen heraus die im philologischen Unterricht gegeben sind und ohnehin berührt werden müssen, eine Bereicherung der in den jugendlichen Köpfen sich entwickelnden Gedanken und Anschauungen bewirkt werden kann[83]).

An Äufserungen des Wunsches, besondere Kurse in antiker Kunstgeschichte einzuführen, fehlt es natürlich nicht. Männer, die selber, privatim und ohne Zwang für die Teilnehmer, Vorträge und Besprechungen dieser Art geleitet haben, sind gar zu leicht geneigt, aus dem, was ihnen in freiwilliger Thätigkeit schön gelungen ist, eine allgemeine Norm zu machen[84]). Als ob wir an allgemeiner Regelung in unserem Schulwesen nicht schon reich genug wären! Wo ein Lehrer im stande ist und Lust hat, Schüler in eignen Zusammenkünften zu einer sei es mehr historischen oder mehr ästhetischen Betrachtung von Kunstwerken anzuregen, da hat er allen Anspruch, dafs ihm dies nicht nur erlaubt sondern in jeder Weise erleichtert werde. Durch lehrplanmäfsige Einführung aber würde die Kunstgeschichte bald ebenso tot gemacht werden wie seiner Zeit philosophische Propädeutik und mittelhochdeutsche Lektüre; die Forderung eines abfragbaren Wissens würde unvermeidlich sich einstellen, wo doch alles darauf ankommt, schlummernde Kräfte — des Sehens und Auffassens — zu unbefangener Bethätigung hervorzulocken. Sehr wohl dagegen kann überall gefordert werden, dafs die reichlichen Veranlassungen, Bilder vorzulegen und zu erläutern, die der deutsche Unterricht — beim Laokoon — und der altsprachliche bieten, nicht unbenutzt bleiben. Und um den Entwicklungsgang im Zusammenhange

kurz zu schildern, giebt es eine natürliche Stelle, in der Geschichtstunde[85]. Früher war es wohl auch das Regelmäſsige, daſs an Perikles, Alexander, Augustus ausführlichere Mitteilungen über das künstlerische Schaffen in den Zeitaltern, denen sie Charakter und Namen gegeben haben, angeknüpft wurden. Erst 1891 hat man mit der alten Geographie auch die alte Kunst hinausgetrieben; sie wird den ihr gebührenden Platz von selbst wieder einnehmen, wenn der Geschichte der Griechen und Römer wieder je ein Jahr zugewiesen wird.

Der Zusammenhang zwischen Lektüre und Kunstbetrachtung äuſsert sich besonders auch darin, daſs es mehr und mehr Sitte wird, die Schulausgaben griechischer und lateinischer Autoren mit Abbildungen auszustatten oder auch solche gesammelt in besonderem Hefte den Schülern zur Erläuterung des Gelesenen in die Hand zu geben. In dieser Beziehung wird sogar stellenweise schon des Guten etwas zu viel gethan[86]. Illustrationen sind nur dann berechtigt, wenn sie die Phantasie anregen, dazu helfen daſs man sich einen Vorgang oder eine Situation anschaulich vorstelle; wo das ohnehin keine Mühe macht, bedarf es keines Bildes. Die Blendung des Kyklopen z. B. ist von Homer so greifbar geschildert, daſs jeder Junge, der sie aufmerksam gelesen hat, genau damit Bescheid weiſs, als hätte er selber zugesehen. Wenn er nun in Engelmanns „Bilder-Atlas zur Odyssee“ drei antike Darstellungen findet, in denen allen Polyphem sitzt und der Pfahl in horizontaler Richtung ihm ins Auge gestoſsen wird, so kann ihn das bloſs irre machen, ganz abgesehen davon daſs die Zeichnungen in diesem Falle höchst unvollkommen sind und bei unreifen Betrachtern nur Heiterkeit hervorrufen können. Ähnliches gilt eigentlich von dem ganzen Inhalte des genannten Werkes, das auf einer argen Verkennung des Verhältnisses zwischen Schule und Wissenschaft beruht. Dagegen habe ich es immer lohnend gefunden, gegen Ende des Jahres einmal die Prellerschen Landschaften in guter Nachbildung vorzuführen und damit den jungen Homerlesern von der ihnen fremden

Natur, die als Hintergrund der Ereignisse zu denken ist, eine Anschauung zu geben.

Überladung mit Stoff kann verwirren und vom Wesentlichen ablenken; viel schlimmer ist doch und wird leider nicht immer vermieden eine andere Gefahr: dafs man der Jugend zumutet bestimmte Werturteile über das Geschene sich anzueignen. Hier und da wird es geradezu als die Aufgabe bezeichnet, die Schüler mit „dem richtigen Mafsstab" zur Schätzung der Kunstwerke auszurüsten. Aber zur Bildung eines eigenen Urteils ist dies nicht der rechte Weg, dafs wir Äufserungen eigenen Empfindens zurückschrecken. Wenn Aristoteles verlangte, dafs man auch Ungebildeten das Recht ihres besonderen Geschmackes gönne[87]), so dürfen wir dasselbe sicher für alle noch in Bildung Begriffenen in Anspruch nehmen. Dafs einem Sechzehnjährigen der Farnesische Stier besser gefällt als die Giebelgruppen vom Parthenon, ist nicht unnatürlich; was gewinnt er, wenn ihn der Lehrer mit der Bemerkung zurechtweist, das grofse Werk, das ihm imponiert habe, sei nur gewissermafsen „eine in den Stein gehauene Bravour-Arie"? Gewifs soll er zum Vergleichen angeleitet werden; aber der Art nach, nicht dem Grade nach. Er soll auf die charakteristischen Züge eines Kunstwerkes, weiter der Werke eines Meisters, eines Zeitalters achten lernen: wie die Gesichter behandelt sind, wie die Haare und die Gewandung, wie weit in unbekleideten Partien die Muskulatur angedeutet oder herausgearbeitet ist, ob die Gestalten schlicht angeordnet sind oder kunstreich verschlungen; wie die Natur des Materials gewirkt hat, hemmend in der Darstellung einer bewegten Scene oder doch mildernd oder umgekehrt herausfordernd zu virtuoser Überwindung. Auf dies alles und manches ähnliche wird der Lehrer aufmerksam machen, und braucht dabei mit seiner Ansicht, was schöner oder weniger schön sei, nicht zurückzuhalten; nur soll er nicht verlangen, dafs die Schüler es auch so finden. Genug, wenn sie durch die gemeinsame Betrachtung zur Klarheit darüber kommen, an welchen Stellen und in

welchen Eigenschaften eines Werkes der Grund ihres Gefallens oder Mifsfallens liegt. Ihr Urteil über Wert und Bedeutung, die den beobachteten Thatsachen im Verhältnis gegen einander zukommen, wird sich von selbst weiter entwickeln, wenn sie älter werden und die Gewohnheit zu sehen und zu prüfen ins Leben mitgenommen haben.

Dagegen würde ein bestimmter Kanon der Wertschätzung, den sie im Unterricht erhalten hätten, sie bald im Stich lassen; denn die Wissenschaft selber bleibt nicht stehen, sondern ändert unablässig ihr Urteil, zumal über ästhetische Fragen. Für Winckelmann und die Seinen waren Laokoon und der Apoll von Belvedere das Höchste. Später, je mehr die Parthenon-Skulpturen bekannt wurden, fand man in ihnen reineren Adel, ruhigere Würde, vollkommnere Ausgeglichenheit von Gedanken und Stoff; Pheidias bezeichnete nun die eigentliche, nie wieder nachher erreichte Blüte. Auch das hat nicht angehalten. Pergamon und Olympia lieferten neues Material zur Vergleichung, und damit auch zur Würdigung der schon vorhandenen Werke; man erkannte, dafs doch nicht alle Entwickelung, die über Pheidias hinausging, ein Ausarten ins Leichte, Zierliche, Spielende war, dafs vielmehr noch neue, ernste Aufgaben gestellt und gelöst wurden: so ist man heute geneigt in Lysipp mit seiner freieren Behandlung des Körpers, seiner volleren Verwertung des dreifach ausgedehnten Raumes den Gipfelpunkt zu sehen[88]. Und wer möchte versichern, dafs damit das letzte Wort gesprochen sei?

Der Wandel in unseren Ansichten von der griechischen Kunst hängt damit zusammen, dafs wir durch glückliche Funde und Ausgrabungen mehr und mehr den Wandel kennen gelernt haben, den die Kunst selber durchgemacht hat. Für Winckelmann und Goethe war sie eine Einheit; wir erblicken eine reiche Folge von Entwickelungstufen. Der Weg von den Ägineten über Parthenon, Niobiden zu Laokoon und den Pergamenern ist, bei aller zeitlichen Gedrängtheit, doch innerlich nicht weniger lang als der, den etwa die Namenreihe

Giotto Rafael Tizian Tintoretto bezeichnet. In den folgenden Erörterungen wird noch mehrfach davon die Rede sein. Die Hauptunterschiede sind so deutlich, dafs sie auch von den Schülern sehr wohl erkannt werden können; und damit ist bei ihnen für immer der naiven Meinung der Boden entzogen, die doch noch gelegentlich sich äufsert, als sei „der" griechische Stil etwas Feststehendes, gewissermafsen eine Richtschnur, nach der nun auch alle folgende Zeit hätte verfahren müssen. So aufgefafst könnte das Studium der Antike nur hemmend und erstarrend auf die Kunst unsrer eignen Zeit wirken, die doch an ihrem Platze ebenso aktuell und lebendig sein möchte, wie es die griechische auf jeder Stufe ihrer Entwickelung gewesen ist. Nicht fertige Vorbilder zum Nachahmen soll uns das Altertum geben, sondern eine Anschauung des Werdens und Wachsens, des Ringens mit Problemen, die immer wiederkehren und mit denen sich jedes neue Geschlecht selbständig auseinandersetzen soll. In Mathematik und Naturforschung, in Volkswirtschaft und Politik haben wir gefunden, wie die Verhältnisse bei den Alten, den unsern innerlich verwandt, doch viel einfacher sich zeigen, die fundamentalen Aufgaben und auch die Kräfte zu ihrer Lösung klarer hervortreten als in der Gegenwart. Nicht anders steht es für die Kunst: die grundlegenden Beziehungen, Gegensätze und Zusammenhänge, sollen wir aus dem Altertum verstehen lernen.

„Wir haben Baukunst und Bildhauerkunst, Malerei und reproduzierende Kunst, dazu noch dekorative und Fachkünste. Der grofse, gesammelte Ausdruck unserer Lebensanschauung fehlt uns. Wir haben Künste, keine Kunst." So schrieb vor kurzem Max Klinger[89]. Damit ist der entscheidende Mangel unsrer Zeit ausgesprochen; ihn zu heben, vorerst einmal klar zu erkennen mögen uns die Alten helfen, bei denen die verschiedenen Zweige der Kunst aufs innigste verbunden waren. Zunächst Architektur und Plastik. Im kleinen das bescheidenste Grabdenkmal und im grofsen die Tempel mit ihren Friesen

Metopen Giebelfeldern Gebälkträgerinnen zeigen aufs deutlichste, wie bei den Griechen die Gebilde der einen Kunst als organische Glieder an den umfassenden Werken der anderen erwachsen sind. Statuen und Gruppen von Statuen wurden nicht voraussetzungslos erfunden, um dann hier oder dort vor einen mehr oder weniger passenden Hintergrund gestellt zu werden, sondern von Anfang an in einen architektonischen Zusammenhang hinein komponiert, dem sie dienten, der dafür sie trug und wirksam hervorhob. Für die Phantasie des schaffenden Künstlers gab die räumliche Bedingtheit, indem sie äufserlich eine Schranke setzte, zugleich einen ins Innere wirkenden Halt. Wie Michelangelos Geist durch den Anblick des Steinblockes befruchtet wurde, in dessen unregelmäfsigen Formen er neue, wundersame Gestalten verhüllt, schlummernd, der Befreiung harrend erschaute, so sind die griechischen Bildner durch die in den Formen des Bauwerks gegebenen Grenzen gerade zu ihren schönsten Erfindungen angeregt worden. Die Löwinnen von Mykene sind das älteste und schlichteste, nicht das schlechteste Beispiel hierfür. Und wie haben die Schöpfer der Giebelgruppen am Athena-Tempel auf Ägina, am Parthenon, am Zeus-Tempel in Olympia es verstanden aus der Not, wie man sagen möchte, eine Tugend zu machen! Die abnehmende Höhe des Feldes, das zu füllen war bis in die flach verlaufenden Spitzen hinein, ist der Anlafs geworden, menschliche Körper in reichster Mannigfaltigkeit von Haltung und Anordnung darzustellen. Metopen forderten zur Ausnutzung einer annähernd quadratischen Fläche auf, wofür sich naturgemäfs die diagonale Richtung besonders förderlich erwies; Kentaurenkämpfe in Athen, Herakles mit dem Stier in Olympia bieten glänzende Proben der Entwicklung dieses Motives. Und eben dies war es, was Jacob Burckhardt am Laokoon bewunderte: die „furchtbare Diagonale, welche in der Gestalt des Vaters sich ausdrückt.“ Noch in einer anderen Beziehung erinnert diese Gruppe daran, wie für die Plastik der Zusammenhang mit der Baukunst, auch nachdem er gelöst war, heilsam fort-

wirkte. Goethe hat an ihr eine Eigenschaft hervorgehoben, die er den alten Bildhauern überhaupt nachrühmt, die Sorgfalt, womit die Massen gegeneinander gestellt sind, symmetrisch gefällig, ohne störendes Herausragen einzelner Glieder, so dafs „ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstrahiert, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierat erscheint.“ Die Gewohnheit ein gerundetes Ganze zu schaffen war durch den Zwang erzogen worden, den der gegebene Raum, in den man sich einfügen mufste, lange Zeit ausgeübt hatte[89a]).

Ähnlich ist es der Malerei ergangen. Die Stanzen von Rafael und die Deckenbilder der Sixtinischen Kapelle sind auch deshalb die höchsten Leistungen dieser Kunst, weil sie bestimmt waren einen würdigen Raum zu schmücken, aus dessen architektonischen Formen sie nun hervorgewachsen zu sein scheinen. Was heute als grofser, wohl gar unentbehrlicher Vorzug empfunden wird, dafs die Künstler vollkommen frei schaffen, hat doch auch seine bedenkliche Seite. Denn nun entstehen in Menge Tafelbilder, die an den Wänden der Ausstellungssäle neben und über einander gehängt werden, und die meistens eine andere Behandlung auch gar nicht beanspruchen können, weil sie nicht im Gedanken an einen bestimmten Platz, von dem aus sie wirken sollen, geschaffen sind. Einer der bedeutendsten jetzt lebenden deutschen Maler — in dessen eigenen Bildern schwerlich jemand den Inhalt, den Gedanken vernachlässigt finden würde — sagte mir einmal, er habe seine eigene Kunst erst in Pompeji verstehen gelernt; denn erst dort habe er gesehen, was ein Gemälde eigentlich ist: „ein dekorativ belebtes Stück Raum an der Wand.“ Die Verbindung des Bildes mit der Wand war dort auch äufserlich unlösbar, der Rahmen gemalt oder in Stuck aufgetragen, die umgebende Fläche oft mit Ornamenten bedeckt, die nicht, wie unsere Tapeten, ein beliebiges Muster wiederholten, sondern für den einzelnen Fall erfunden oder doch umgebildet waren und so dem Ganzen eine einheitliche Stimmung gaben, indem sie den

Blick in wohlthuendem Wechsel zur Betrachtung des Bildes sammelten und wieder zurückgleitend ins Weite und Freie lockten. Auch an der Aufsenseite der antiken Bauwerke zeigten sich beide Künste in glücklichem Bunde: hervortretende Teile wurden durch die aufgetragene Farbe in ihrer Wirkung ebenso gehoben und in ihrer Gliederung verständlich gemacht wie die Tier- und Menschengestalten der Friese und Giebelfelder.

Ob die griechischen Bildwerke bemalt gewesen seien oder nicht, ist heute keine Frage mehr, wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Die Anerkennung des Richtigen wurde dadurch erschwert, dafs man seit lange an die blendend weifse Oberfläche unserer Marmorstatuen gewöhnt war und in dem Gedanken sie zu färben eine Entweihung des edlen, nördlich der Alpen auch materiell kostbaren Steines sah. Dazu kam, dafs die Muster von Heiligenbildern und Wachsfiguren blofs an eine grob realistische Farbengebung denken liefsen, die allerdings den Erfolg hätte haben müssen, die Gestalten von Göttern und Helden aus einer höheren Welt in die gemeine irdische herabzurücken. Seitdem haben unsre eigenen Bildhauer gezeigt, wie man Farbe verwenden kann ohne in eine Nachahmung des Alltäglichen zu verfallen; auf jeder Ausstellung begegnen Statuen und besonders Büsten, an denen Haare, Haut, Gewandung sich durch fein getöntes Kolorit von einander abheben, nicht selten so, dafs verschiedene Steinarten zusammengesetzt sind. Und ein Werk wie Klingers Beethoven läfst ahnen, was in dieser Richtung auch auf dem Gebiete monumentaler Plastik noch erreicht werden kann.

Als im Jahre 1882 mein Onkel Carl Cauer in einem Nebenraume der Nationalgallerie in Berlin einem Kreise von geladenen Besuchern Proben bemalter Skulptur zeigte, gab es noch manche die zu solchem Unterfangen den Kopf schüttelten. Neben eigenen Werken des Künstlers war da ein Stück aus dem Parthenon-Fries, auf dem er u. a. Muskeln und Adern an der Oberfläche des Körpers von Mann und Rofs erst durch die Farbe hervorgebracht hatte. Seine Rechtfertigung war: die

Malerei stehe zur Plastik in einem ähnlichen Verhältnis wie die Kunst des Schauspielers zu der des Dichters; sie bringe die Deutung und Belebung eines Bildes, das ohne sie immer einen skizzenhaften Charakter behalte. Das klang paradox; und doch war damit die Wichtigkeit der Farbe für die Plastik noch nicht einmal stark genug betont.

Anknüpfend an eine Vermutung Welckers über den Einflufs, den Polygnot auf Pheidias geübt habe, hat wohl zuerst Adolf Michaelis[90]) allgemein den Gedanken ausgesprochen, dafs „durch den gröfsten Teil der griechischen Kunstentwicklung hindurch die Malerei der Plastik vorangegangen und ihr gewissermafsen den Weg gewiesen hat, sozusagen die führende Kunst gewesen ist.“ So war es in der hellenistischen Zeit, so im vierten Jahrhundert, wo die psychologisch verfeinerte, Leidenschaften in bewegter Situation ausdrückende Malerei eines Zeuxis und Parrhasios der pathetischen und malerischer werdenden Plastik des Skopas und anderer Meister voranging[91]). Besonders deutlich aber zeigt sich dasselbe Verhältnis von den ältesten Zeiten her am Relief. Nach Conzes schönen Untersuchungen war dieses ursprünglich mehr eine besondere Art der Malerei als ein Zweig der Plastik. Zuerst suchte man nur die Figuren eines auf Stein gemalten Bildes durch Vertiefung des um sie und zwischen ihnen frei gebliebenen Feldes hervorzuheben; dann lernte man auf dieselbe Weise die Teile des Gemäldes gegen einander abstufen; stärker und stärker drängte sich die Reliefhilfe in den Vordergrund, bis sie zur Hauptsache wurde und die Farbe vielfach ganz verdrängte[92]). Doch damit ist die Entwicklung nicht vollständig bezeichnet. Der Bildhauer Rudolf Hildebrand hat kürzlich in einer geistreichen Studie aus inneren Gründen nachzuweisen gesucht, dafs die Rundplastik überall aus dem Relief hervorgegangen sei, dessen Schichten man mehr und mehr von einander zu lösen lernte[93]). Ob das in dieser Allgemeinheit richtig ist, wage ich nicht zu beurteilen; für die Geschichte der griechischen Kunst aber scheint es zuzutreffen. Nicht nur — naturgemäfs — die Figuren

in den Giebelfeldern, sondern auch frei dargestellte wie etwa Myrons Diskuswerfer und noch die Gruppe des Laokoon, sind unter der Voraussetzung gebildet, dafs sie nur von vorne betrachtet werden, eine Wand oder Nische zum Hintergrunde haben; so mächtig war noch die Erinnerung an die Fläche, aus der man früher die Gestalten herausgearbeitet hatte. Spät erst, anscheinend eben durch Lysipp, ist diese Schranke überwunden worden[94]).

Dies sind alles Gedanken, die man erwachsenen Schülern sehr wohl nahe bringen und in allem was an das Relief anknüpft mit vorhandenen Mitteln auch vollkommen anschaulich machen kann. Das Wertvolle dabei ist, dafs ihnen nicht eine Reihe von Thatsachen sondern wirklich Geschichte, d. h. ein Geschehen, gezeigt wird. Sie sehen an einem klassischen Beispiel, wie das Fachwerk unserer Künste und Wissenschaften nicht ein von Natur Gegebenes ist, sondern immer nur den Versuch bedeutet, einen jeweilen erreichten Stand der Entwicklung übersichtlich zu beschreiben. In Wirklichkeit sind die Grenzen fliefsend, von vielfachen Übergängen durchbrochen. Das gilt in gewissem Sinne sogar von der Stelle, wo die schroffste Trennung ein für allemal aufgerichtet zu sein schien, zwischen bildender Kunst und Poesie.

Wer seinen Laokoon gelesen hat, ist geneigt auf jedes erzählende Bild mifsbilligend herabzusehen; und doch hat es dergleichen in allen Perioden der Kunst gegeben. Eine Sonderstellung nimmt der Schild des Achilleus bei Homer ein; denn hier existieren die Gemälde nur in der Phantasie des Dichters, die frei beweglich ist und nicht durch die Frage beunruhigt wird, ob das, was sie sich als bildlich dargestellt denkt, auch wirklich so dargestellt werden könnte. Wenn ich diese Stelle des Laokoon in Prima durchnahm, habe ich jedesmal zur Vergleichung „Ein Familiengemälde“ von Balthasar Anton Dunker (1782) vorgelesen:

Mein Herr Maler! wollt' er wohl
All' uns konterfeien? u. s. w.,

wo in naiver Zumutung an den Künstler, verschiedene Zeiten in einem Bilde vorzuführen, Unglaubliches geleistet wird. Doch angenommen selbst, es hätten dem Dichter Reliefbilder auf einem Schilde, wie er sie von Hephästos herstellen läſst, vorgelegen, so würden wir aus Inhalt und Art seiner Schilderung noch nicht schlieſsen dürfen, daſs darin die Grenze der Gleichzeitigkeit überschritten gewesen sei. Auch wer heute ein figurenreiches Gemälde, dessen Situation aus einer längeren Handlung herausgegriffen ist, zu beschreiben hätte, würde am einfachsten so verfahren, daſs er den Hergang erzählt und an der entscheidenden Stelle abschlieſsend hinzufügt: „das ist der Augenblick, den der Maler festgehalten hat.“ Dieser vorsichtige, der Phantasie des Zuhörers zu Hilfe kommende Zusatz fehlt bei Homer — sehr begreiflich in einer Zeit unreflektierten Denkens — und so ist ihm seine ganze Beschreibung in Erzählung ausgeartet, aus der wir über die Beschaffenheit seiner Vorlage, wenn es eine gab, nichts Sicheres erfahren. Aber wir haben ja antike Bilder selbst in ausreichender Menge. Die Tabula Iliaca ist jedem leicht zugänglich, wo z. B. die Ereignisse des ersten Gesanges der Ilias in zusammenhängender Reihe von Gestalten sich abspielen. Im Hause der Vettier in Pompeji ist in einer Umrahmung gemalt, wie Ixion aufs Rad geflochten wird und wie Here die Meldung erhält, daſs es geschehen sei; so im Hause des Faunus Actäons Frevel und seine Bestrafung, dies für unser Empfinden besonders auffallend, weil die Figur der Diana, nur einmal in der Mitte abgebildet, mit zwei verschiedenen Gebärden beiden Seiten der Darstellung angehört. Die gleiche sorglose Anordnung war der mittelalterlichen Kunst vertraut; sie findet sich nicht nur in byzantinischen Mosaiken wie von San Marco in Venedig, sondern z. B. auch auf den Broncethüren des Ghiberti, wo doch kaum jemand geneigt sein wird eine Unbeholfenheit als Ursache anzunehmen. Vollends wenn man auf einem pracht-

vollen Gemälde von Paolo Veronese (im Dogenpalast in Venedig) innerhalb derselben Landschaft Europa dreimal dargestellt sieht — zur Reise sich rüstend, davonreitend, durchs Meer schwimmend —, so wird man etwas irre an Lessings Gesetzgebung. Nicht mit Unrecht ist sogar gesagt worden, dafs es bei ausgedehnten Darstellungen, die im Weiterschreiten betrachtet werden müssen, im Grunde das Natürliche sei, die Ereignisse in zeitlicher Folge sich entwickeln zu lassen und innerhalb einer zusammenhängenden Reihe von Gestalten immer nur so viel zu einer zeitlich und sachlich geeinten Gruppe zu verbinden, als der Blick auf einmal überschauen kann[95]).

Sicher überwunden zu sein scheint Lessings Theorie in einem anderen Punkte, der Schätzung des Transitorischen. Er lehrte, dafs die Kunst den Eindruck des Unnatürlichen und deshalb die Darstellung solcher Situationen vermeiden müsse, die ihrer Natur nach nur einen Augenblick dauern könnten. Goethe dagegen schreibt gerade von der Laokoongruppe: „Äufserst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so mufs ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Teil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher mufs jeder Teil genötigt sein diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig.“ Dies wird für den vorliegenden Fall im einzelnen ausgeführt, dann die allgemeine Bemerkung noch hinzugefügt und an Beispielen erläutert, dafs „der höchste pathetische Ausdruck, den die bildende Kunst darstellen kann, auf dem Übergange eines Zustandes in den andern schwebt.“ Offenbar ist das alles in bewufstem Gegensatze zu Lessing gesagt; und gewifs hat Goethe hier mehr recht als sein scharfsinniger Vorarbeiter. Das wird man auch vor den Schülern frei bekennen. Aber hat Lessings Warnung darum allen Wert verloren? Das dritte Kapitel des Laokoon läfst sich gut erläutern, indem man die berühmten Darstellungen des David in Photographien vorlegt:

Donatello und Verrocchio haben ihn von seiner That ausruhend gebildet, Michel Angelo in gespannter Haltung, den Arm zum Wurfe angelegt, mit dem Auge die Entfernung messend; den Augenblick des Losschleuderns hat Bernini festgehalten, in einer leidenschaftlich bewegten Figur in Villa Borghese. Hier ist es, meine ich, auch für einen jugendlichen Sinn nicht schwer den Vorzug der drei anderen zu erkennen, und damit den Unterschied zwischen edler Kunst und virtuoser Leistung. Dasselbe Verhältnis liegt der Thatsache zu Grunde, dafs antike Porträtstatuen — wie Sophokles, Äschines, Demosthenes — so wohlthuend und doch lebenswahr anmuten, in der ruhigen Haltung in der auch ein wirklicher Mensch lange Zeit hindurch dastehen könnte, während es heute beliebt ist mitten aus rascher Handlung einen Augenblick zu erfassen und zu versteinern, z. B. den Schrecken Galvanis beim Anblicke der zuckenden Froschschenkel in seinem Standbild vor der alten Universität zu Bologna. So kommt doch etwas von Lessings Ansicht wieder zur Geltung.

Das letzte ist nun freilich ein Geschmacksurteil; es mag Lehrer geben, die sich umgekehrt entscheiden. Was thut das? die Gesichtspunkte, nach denen geprüft, verglichen, geurteilt wird, verdanken auch sie dem Verfasser des Laokoon. Wo ästhetischer Sinn gebildet werden soll, ist Autorität überhaupt nicht am Platze, mag sie nun Goethe oder Lessing heifsen oder an die Person des Lehrers, der vor der Klasse steht, sich anheften wollen; das αὐτὸς ἔφα der Pythagoreer ist einer von den Sprüchen, die wir zur Nichtanwendung unsern Schülern einprägen sollen. Man hört und liest neuerdings öfter, der Laokoon sei ein überwundener Standpunkt, allermeist für die Schule. Zugegeben, dafs viele der Ansichten zu denen Lessing gelangt ist veraltet sind, angenommen, sie wären es alle: nicht veraltet sondern ewig frisch ist die Art, wie er die Untersuchung führt, wie er in Thatsachen, Gedanken, Begriffe hineinbohrt um die Wahrheit zu finden. Durch den zwiefach angestellten Vergleich zwischen der Marmorgruppe und Vergils

Erzählung hat er in einer klassischen Probe gezeigt, wie man versuchen kann das Alter eines Kunstwerkes aus inneren Gründen zu bestimmen. In seinen Erörterungen über das Verhältnis des illustrierenden Künstlers zur Dichtung, über Konsekutives und Koexistierendes, über natürliche und willkürliche Zeichen, über das Malerische in der Poesie, über ihre Mittel zur Darstellung des Körperlichen, des Schönen: überall sind die Punkte bezeichnet, auf die es ankommt, um die sich noch heute die Diskussion bewegt. In Goethes vorher angeführten Sätzen von dem Werte des vorübergehenden Moments erkennt man, bei allem Gegensatz, das Fortwirken des Lessingschen Gedankens, dafs der Künstler die Situation dem Auge bieten solle, die nach vorwärts wie nach rückwärts der Phantasie die meiste Anregung gebe. Wenn jetzt gesagt wird, dafs Lessings Laokoon „längst nicht mehr als ästhetischer Kanon gelten kann, vielmehr ein richtiges Kunstverständnis hemmt und hindert“, so ist das erste ebenso richtig wie das zweite falsch[95a]). Läge in dem herrlichen Werke, dem Geiste seines Verfassers zum Trotz, irgendwie die Versuchung, aus dem Inhalt ästhetische Glaubensartikel zu formen, dann müfste es aus der Schule verschwinden. Unsere Stellung zu Lessing und zu seinem Laokoon ist ähnlich wie die zum Altertum selbst: nicht fertige Kenntnisse und bestimmte Ansichten sollen wir von dort gewinnen, sondern die ewigen Probleme kennen lernen, um deren theoretische oder praktische Lösung sich Wissenschaft und Kunst bemühen, und die wir, selbst in einer abgeleiteten Kultur befangen, immer da am besten verstehen, wo sie zum erstenmal ernstlich aufgeworfen worden sind.

Zu den Fragen. welche, wenn sie auch einmal befriedigend gelöst zu sein scheinen, doch stets neu wieder aufleben, gehört die: wie sich der Künstler zur Wirklichkeit verhalten solle, insbesondere ob er aus ihr nur das Schöne auswählen oder auch das Häfsliche nachbilden dürfe? Lessing, der den Gegensatz klar formuliert hat, glaubte ihn zwischen alter und neuer

Zeit einfach verteilt. Mit reicherer Anschauung und feinerem Nachempfinden hat Goethe das Thema behandelt in seiner Schrift „Der Sammler und die Seinigen“, die für den Unterricht viel zu wenig ausgenutzt wird; sie müfste zusammen mit seinem Aufsatz über Laokoon die regelmäfsige Ergänzung zu Lessings Kunstkritik bilden. Der Standpunkt der Betrachtung ist darin ein allgemeiner, alle Zeiten und Gattungen umfassender; für uns hier kommt es darauf an, was wir gerade von den Alten über das Verhältnis zwischen Kunst und Wirklichkeit lernen können. Dabei mag ein wenig weiter ausgeholt werden.

Unmittelbar durch die realen Bedürfnisse wird das Handwerk bestimmt, das man sich gewöhnt hat der Kunst schroff gegenüberzustellen. Wer in Rom und Neapel die reichen Sammlungen antiker Gebrauchsgegenstände auch nur flüchtigen Blickes mustert, erkennt sofort, dafs diese Scheidung bei den Alten nicht bestand, also keine notwendige und natürliche ist. Die Entwicklung der Gefäfsformen, die auf einander folgenden Arten der Bemalung gehören recht eigentlich der Kunstgeschichte an. Übrigens sind wir ja selbst auf bestem Wege die Schranke, die auf diesem Gebiete lange Zeit errichtet war, zu durchbrechen. Und fast scheint es, als ob das Kunsthandwerk, wie es nun heifst, zur Erzeugung eines neuen, eigenen Stiles früher gelangen wolle als Malerei und Plastik. Einen mittleren Platz nimmt die Architektur ein, die gebundenste der Künste durch den praktischen Zweck und die Schwere des Stoffes, und zugleich die freieste in der Entfaltung des Ornamentes. In der Verschmelzung dieser beiden sich widerstreitenden Eigenschaften beruht das Geheimnis der griechischen Baukunst. Noch in ihren vollendetsten Werken erkennt man die Grundzüge jener Formen, die einst das Bedürfnis geschaffen hatte: in den Triglyphen die verzierten Balkenköpfe, in den Metopen die stehen gebliebenen Mauerzinnen, zwischen welche die Balken gelagert wurden; im ἀκρωτήριον, dem Schmuckstück über der Mitte des Giebels, den Durchschnitt des Firstbalkens; in den Ringen unterhalb des dorischen Kapitäls die alten Metallreifen,

die den belasteten Holzstamm gegen Zerspringen schützten. Semper hat durch einen tiefsinnigen Vergleich deutlich gemacht, in welcher Weise in der Blütezeit der Kunst die Funktion eines Gliedes zur Bestimmung seiner Form mitwirkt[96]. Er bekämpft eine ältere Ansicht, nach der das Wesen der Baukunst nichts sein würde als „durchgebildete Konstruktion, gleichsam illustrierte und illuminierte Statik und Mechanik". Vielmehr schalte der Architekt frei mit den überlieferten Formen, wie der Redner oder Dichter mit den Worten und Wendungen der Sprache. Doch wie jener dann am wirksamsten spreche, wenn er sich der Grundbedeutung auch bei abgeleiteten und übertragenen Ausdrücken bewufst bleibe, so habe derjenige Baukünstler den Vorteil vor anderen, der „die ältesten Symbole seiner Sprache in ihrer ursprünglichsten Bedeutung erkennt". In der That, dieses begleitende Bewufstsein des Ursprünglichen sichert beide, dafs sie nicht — wie die meisten, die mit überkommenem Gut wirtschaften, — ein Ausdrucksmittel in ganz anderem Sinn und Zusammenhang anwenden, als in dem und aus dem es einst erwachsen ist. Allein schon diesen Vergleich zu verstehen ist für einen denkenden Primaner ein heller Gewinn. Von seiten der Sprache bietet Goethes Stil die beste, jedem naheliegende Bestätigung; dafs sie in den Gliedern griechischer Architektur Ähnliches erkennen, wird um so eher gelingen, wenn man, was leider nicht schwer ist, aus modernen Bauwerken Beispiele der Verkehrtheit beibringt, die aus dem Fehlen des Sinnes für das Echte und Eigentliche entsteht.

Dafs die beiden nachahmenden Künste bei den Griechen den Anschlufs an die Wirklichkeit nicht in der Art von Treue suchten, zu der uns die Photographie verleiten möchte, liegt auf der Hand. Immer stand zwischen dem Gegenstand, der gesehen wurde, und dem Bilde, das ihm entsprechen sollte, die aufnehmende, auswählende, ordnende Vorstellung des menschlichen Geistes. So ist in der Statue des Sophokles der Leibrock unter dem Mantel weggelassen und dadurch die wirkliche Form des Körpers in den Falten des einfachen Gewandes um

so deutlicher herausgearbeitet. Dafs die Künstler des Laokoon den Priester, aller Sitte zuwider, nackend gebildet haben, um in Sehnen und Muskeln das Ringen mit dem Schmerz auszudrücken, hat schon Lessing hervorgehoben. In dieser Beziehung waren die Griechen allerdings gegen uns im Vorteil, da ihnen der Anblick des unverhüllten Körpers auch in der Wirklichkeit nicht fremd war; unsere Künstler fangen an sich die gleiche Freiheit zu nehmen, müssen aber noch manches bedenkliche Urteil darüber hören. — Ein Mosaik im Museum des Lateran, das den ungefegten Boden eines Efszimmers darstellt, macht den Eindruck, als sei es bei dem Transport auseinandergenommen und dann falsch zusammengesetzt worden, weil die einzelnen Speisereste — Hühnerklauen, Muscheln, Brotrinden — nach verschiedenen Seiten den Schatten werfen. Ich möchte glauben, dafs dies auf Absicht beruht, indem jedem Stück der Schatten auf der Seite beigefügt wurde, wo er am besten mitwirkt die Form plastisch abzuheben, Das wäre denn derselbe Kunstgriff, den Goethe an einer Landschaft von Rubens entdeckt hat[97]). Der Künstler zog das Wirksame dem Wirklichen vor. So sind, obwohl die Alten blofs Linksgalopp ritten, doch springende Pferde auf Reliefs vielfach, z. B. auf dem Parthenon-Fries, auch im Rechtsgalopp dargestellt, nämlich in der Regel dann, wenn sie dem Beschauer die linke Seite zukehren; denn da würde, wenn das linke Bein und die linke Schulter sich vordrängten, der dahinter liegende Teil des Körpers verdeckt werden, während so, beim Vorauseilen der rechten Schulter, der Körper des Tieres, von der Oberfläche des Bildes nach der Tiefe zu breiter werdend, sich in deutlicher Gliederung darbietet[98]).

In diesen und vielen ähnlichen Fällen ist die Kunst nicht mit Buchstabentreue der Wirklichkeit gefolgt; aber die Ursache der Abweichung war nicht sowohl das Streben nach Schönheit, als der Wunsch das Wesentliche einer körperlichen Erscheinung von verhüllendem und verwirrendem Beiwerk frei zu machen. Dadurch ist denn allerdings auch eine schönere

Wirkung erreicht; die unmittelbare Absicht aber war, das Charakteristische zur Geltung zu bringen. Die ganze Geschichte der griechischen Plastik kann man ansehen als eine Entwicklung dieser Fähigkeit, von kindlichen Anfängen bis zu voller Meisterschaft. Vielleicht am deutlichsten wird es, wenn man ältere und jüngere Porträtköpfe neben einander hält; aber auch die Göttertypen, die Grabreliefs zeigen denselben Stufengang. Klima und ihm entsprechende Sitten brachten es mit sich, dafs die Griechen von der menschlichen Gestalt eine viel reichere Anschauung hatten als wir; so hat sie an der Charakteristik, die bei uns fast ausschliefslich in den Gesichtszügen gegeben wird, einen überwiegenden Anteil. Die ganze Fülle von Bildern, die ein körperlich frei und stark bewegtes Leben dem Auge bot, haben die Künstler aufgefafst und wiedergegeben; und dabei haben sie in der Darstellung des Affektes die äufserste Leidenschaft nicht gemieden, im Aufsuchen anatomisch interessanter Stellungen keine alltägliche Situation verschmäht. Der Diskusschleuderer, der Jüngling der die Kopfbinde umlegt, der andere der sich den Staub der Palästra vom Arme schabt, der Knabe der sich einen Dorn aus dem Fufse zieht, sind uns so vertraut geworden, und sehen aufserdem in Stoff und äufserer Behandlung den erhabenen Götterstatuen ähnlich, dafs wir leicht vergessen, wie durchaus realistisch solche Werke gedacht sind. Laokoon aber, die Niobiden, der sterbende Gallier bringen die Not und Qual des menschlichen Daseins schonungslos und erschütternd zum Ausdruck. Die Behauptung, dafs die griechischen Künstler die Welt idealisiert, über die harten und schlimmen Seiten der Wirklickkeit zu täuschen gesucht hätten, ist ebenso falsch wie die immer noch wieder gehörte Rede, dafs Sophokles die Menschen darstelle nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollen.

Woher stammt die verkehrte Ansicht? Das ist nicht allzu schwer zu erkennen. Zunächst ist es doch einigermafsen eine Auswahl des Besten, was auf uns gekommen ist; so viel dabei der Zufall mitgespielt hat, konnte er natürlich die Werke am

leichtesten erhalten, die man am häufigsten vervielfältigt hatte weil sie das meiste Gefallen erregten. Aber hierin liegt nicht alles. In der That ist es ja für uns eine fremde Welt, in die wir versetzt werden, wenn wir griechische Bildwerke sehen oder griechische Dichtung lesen: die ungewohnte Art der Wirklichkeit macht den Eindruck des Nichtwirklichen; es ist da etwas, was wir erst wegdenken müssen, um die im Innern überall gleiche Natur zu erkennen. Die schöne Form fällt zuerst in die Augen; da sie unseren Sinn erfüllt, bis wir von ihr abstrahieren lernen und das sehen, was dahinter liegt, so ist es ein sehr natürlicher Wahn, die Schönheit sei auch den Schöpfern jener Werke die Hauptsache gewesen, etwas mit Bewufstsein Gesuchtes. Vielmehr haben sie nichts anderes gethan als mit redlichem Bemühen um Wahrheit und Treue das, was sie mit sinnlichem oder geistigem Auge schauten, dargestellt; und dabei ist manches Werk entstanden, das dem rücksichtslosesten modernen Realismus Ehre machen würde. Der Schleifer in Florenz, die weinende und die trunkene Alte im Capitolinischen Museum, die alte Hirtin mit dem Lamm im Conservatorenpalast, der ausruhende Faustkämpfer im Nationalmuseum der Diocletians-Thermen: sie alle machen wahrlich nicht einen Eindruck, der uns über die irdische Sphäre hinaushebt. Wenn es trotzdem im ganzen so gekommen ist, dafs wir die Denkmäler antiker und zumal griechischer Kunst noch heute als schön empfinden, so lag der Grund, verborgen geheimnisvoll, in der Natur der Schaffenden: Volkscharakter, persönliche Begabung, Klima und Landschaft, Religion, Sitte, Kulturzustand, geistiges und politisches Leben wirkten zusammen. Unmöglich, die Elemente durch Analyse festzustellen; unmöglicher, sie nachbildend aufs neue herzustellen. Den Künstlern aller späteren Zeiten, so auch der gegenwärtigen, ist nichts übrig geblieben als den Griechen darin zu folgen, dafs auch sie mit redlichem Bemühen um Wahrheit und Treue das darstellen, was sie mit sinnlichem oder geistigem Auge schauen. Ob dies nun schön wird oder häfs-

lich, läfst sich durch keinen Willen bestimmen; der Stil eines Zeitalters ist unwillkürliche Äufserung seines gesamten geistigen Charakters: von dessen Veredlung oder Verschlechterung hängt auch der Wandel ab, den die Kunst an sich selber vollzieht. „Wer auf die Geschichte des Geschmacks wirken will, mufs auf seine Veranlassungen wirken; er pflege den Baum nicht am Gipfel oder an der Blüte, sondern in der Wurzel“: so mahnte einst Herder[99]). Zu den Wurzeln aber gehört, seit es Griechen gegeben hat, das Griechentum, nicht mit einzelnen seiner Werke, die man zu äufserlicher Nachahmung als Muster hinstellen könnte, sondern mit seinem ganzen geistigen, sinnlichen, sittlichen Gehalt. Dafs dieser ein starkes Element des deutschen Geisteslebens bleibe und aufs neue werde, mufs wünschen, wer der deutschen Kunst ein fröhliches Gedeihen wünscht.

Doch unmittelbar ist das keine Sorge der Schule, zu künstlerischem Schaffen zu erziehen; sie kann zufrieden sein, wenn es gelingt den Sinn für Kunst in ihren Zöglingen zu wecken und zu pflegen. Dafür aber bietet gerade die Fremdartigkeit der griechischen Werke einen Vorteil. Gewifs ist es leichter in Gottfried Kellers Erzählungen oder Ibsenschen Dramen ein dem unsern ähnliches Leben, eine verwandte Menschennatur zu entdecken, als bei Homer und Sophokles; und dasselbe gilt von den griechischen Statuen im Vergleich zu moderner Malerei. Aber je gröfserer Kraft es bedurfte, um zum Anschauen der inneren Gleichheit durchzudringen, desto gröfser ist auch der Gewinn an Kraft, der zurückbleibt, desto mehr wird der Blick für das Wesentliche geschärft und vertieft. Wer sich gewöhnt, die Bilder die ihm der Künstler zeigt auf die dahinter liegende Wirklichkeit zurückzuführen, wird allmählich selber aus der wirklichen Welt Vorgänge, Situationen, Stellungen herausschauen, die geeignet wären im Bilde festgehalten zu werden. Bekannt ist, wie die neueste Richtung der Malerei uns gelehrt hat, in der Natur manche Farben zu finden, die in ihr enthalten sind, die wir aber sonst übersehen hatten. So mag der Gang durch eines unserer Eisenwerke, wenn wir die nervigen,

kraftvoll bewegten Gestalten der Arbeiter mit plastisch geübtem Blicke sehen, uns trotz Lärm und Rufs eine Reihe ästhetischer Freuden vermitteln. Das sind nur Beispiele, um den allgemeinen Gedanken deutlicher zu machen: wie die Beschäftigung mit Kunst, und gerade mit einer fernstehenden Kunst, den Herrschaftskreis unseres Auges in der umgebenden Welt erweitert, uns an lebendigen Wirklichkeitseindrücken reicher macht. Wer in der Kunst das Leben erkennt, wird bald im Leben überall die Elemente künstlerischer Erscheinung sehen.

IX.

Lebensfragen.

> Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollendet sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte.
>
> Paulus.

Dafs der Verkehr mit dem Altertum nicht nur Verstand und ästhetischen Sinn bilde, sondern auch den Charakter, haben die Freunde des Gymnasiums von jeher behauptet; von den Gegnern wird gerade dies besonders lebhaft bestritten, zuweilen mit recht unklugen Einwendungen. Doch liegt die Schuld hieran nicht blofs bei ihnen, sondern zum Teil auch auf unserer Seite, in übertriebenen, ja geradezu verkehrten Behauptungen, die zum Glück mehr und mehr verstummen. Man schilderte die Zustände der antiken Welt als ideale, die Menschen als vorbildliche Menschen, von denen wir einfach den Mafsstab sittlicher Gröfse zu übernehmen hätten. Nun ist erkannt worden, dafs dies falsch war, und sogleich läfst sich der übereilte Schlufs hören, dafs wir für ethische Bildung überhaupt nichts von den Alten gewinnen könnten. Vielmehr regen sie zum Nachsinnen über die Rätsel des Lebens gerade dadurch so kräftig an, dafs sie selbst sich mit ihnen abgemüht haben ohne eine glatt erscheinende Lösung zu finden. So wiederholt sich hier, was wir überall gesehen haben: nicht bequeme Belehrung über das, was zu thun, wie zu urteilen sei, bieten uns Griechen und Römer, sondern Aufrüttelung zu selbständigem Denken über die Grundfragen des geistigen und moralischen Lebens.

Nichts vielleicht ist so geeignet, die Achtung vor der sittlichen Art des Altertums zu untergraben, wie der kurzsichtige Eifer womit Anhänger einer absterbenden Richtung unter den Philologen immer noch hier und dort Horaz als einen Lehrer der Lebensweisheit hinstellen. „Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmut sein. Was singt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unsterblichen Götter! ein Römer und Geduld.“ So schonungslos, wie dies Börne[100]) ausgesprochen hat, wird es sich ein Primaner nicht klar machen; aber empfinden mufs er es. Wenn ihm nun hier Verehrung zugemutet wird, so wird er entweder innerlich sich sträuben und abwenden, oder, wenn er schwach ist, sich gewöhnen Worte anzueignen anstatt Gedanken zu bewältigen. Der Lobredner des goldenen Mittelmafses kann nicht Führer einer männlichen Jugend sein. Mag man das berühmte *nil admirari* noch so fleifsig deuten und mildern, ein starker Zug von Blasiertheit bleibt immer darin. So oft ich die heitere Epistel, die so beginnt, mit jungen Freunden las, war sie mir hauptsächlich deshalb wertvoll, weil sie Gelegenheit bot das ernste Wort Platons dagegen zu stellen: μάλα φιλοσόφου τοῦτο τὸ πάθος, τὸ θαυμάζειν· οὐ γὰρ ἄλλη ἀρχὴ φιλοσοφίας ἢ αὕτη (Theaetet 11 = p. 155 D).

Dies ist die Denkweise, die wir versuchen sollen in unseren Schülern zu wecken: intelligentes Erstaunen, das den Ansporn zur Forschung in sich trägt. Es findet sich wohl eine Viertelstunde, um in einer Abschweifung diesem Gedanken nachzugehen: wie alle Fortschritte der Erkenntnis im Beobachten einer auffallenden Thatsache ihren ersten Anstofs empfangen haben. Beispiele aus den verschiedensten Gebieten des Wissens bringen die Schüler leicht selber bei; das Gröfste ist doch, dafs sie an dem Volke der Hellenen es gewissermafsen mit erleben können, wie die Menschheit zum Bewufstsein ihres rätselhaften Daseins erwacht. Wunderbar erschien die regelmäfsige Wiederkehr der Wandlungen in der Natur, und dann doch wieder die plötzliche Unterbrechung des gewohnten Verlaufes. Bei Homer erinnern Beiwörter zu Nacht und Tag (νὺξ

ἀμβροσίη, ἱερὸν ἦμαρ) daran, dafs man das Gesetzmäfsige auf ein Wirken übermenschlicher Mächte zurückführte; dafs für vereinzelte, gewaltsam eintretende Erscheinungen das Gleiche geschah, dafs Wind und Regen, Donner und Blitz ihre Gottheiten hatten, wissen die Jungen längst und lernen es nun verstehen. Auf die naive Deutung der Welt, die in der Religion lag, sind bei den Griechen früh die ersten Versuche einer wissenschaftlichen Erklärung gefolgt. Davon wird man in der Schule noch nicht viel mitteilen können; aus dem ewig unveränderlichen Sein der Eleaten den wahren Gedanken, der dem Keime nach darin enthalten ist, zu entwickeln, mufs einem reiferen Alter vorbehalten bleiben. Um so anschaulicher ist das πάντα ῥεῖ des Heraklit, und zugleich dadurch höchst fruchtbar, dafs es wie für die körperliche Welt so auch für alles geistige Leben gilt: πάντα χωρεῖ καὶ οὐδὲν μένει, καὶ .... δὶς ἐς τὸν αὐτὸν ποταμὸν οὐκ ἂν ἐμβαίης (Platon Kratyl. 19 = p. 402 A). Die Gemeinschaft selbst von Lehrer und Schülern, in der wir soeben den Satz besprechen, ist morgen eine andere als heute, ja heute noch, am Schlufs der Stunde in der dieser Gedanke sie zum erstenmale beschäftigt hat, nicht völlig dieselbe wie zu Anfang. Ins grofse übertragen ergiebt diese Betrachtung den rechten Mafsstab zur Würdigung politischer und sozialer Zustände, aber auch wissenschaftlicher Ansichten und ästhetischer Urteile. Auf keinem Gebiete ruht die Bewegung; und inmitten des allgemeinen Zuges kann sich der einzelne nur dann behaupten, wenn er mit klarem Bewufstsein und festem Willen an der Entwickelung teilnimmt. Gegen den Strom zu schwimmen mag dem Kräftigen gelingen; wer stehen bleibt, den spülen die Wellen unsanft hinweg. Behaglich ist solche Vorstellung freilich nicht, so wenig wie desselben Ephesiers Einsicht, dafs der Kampf der Vater der Dinge ist: πόλεμος πάντων μὲν πατήρ ἐστι, πάντων δὲ βασιλεύς. Aber behagliches Verweilen, ruhiges Geniefsen ist auch nicht der Beruf, zu dem wir ins Leben gestellt sind.

Dafs nicht nur im Laufe der Zeit die Ansichten sich ändern,

sondern oft auch zu einer Zeit verschiedene Auffassungen mit gleichem Rechte nebeneinander stehen, mahnt der Spruch des Protagoras: πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος „Der Mensch ist das Maſs der Dinge“ (Platon, Theaet. 8 = p. 152 A). Damit war die Subjektivität jedes menschlichen Erkennens früh schon in aller wünschenswerten Bestimmtheit ausgesprochen. Wenn man aus dem kühnen Satze den Schluſs ziehen kann, vor dem Protagoras selbst nicht zurückschreckte, daſs es eigentlich unter streitenden Meinungen keine falsche gebe, so lehrte Gorgias umgekehrt, daſs keine richtige Ansicht möglich sei. Wie beides im Grunde dasselbe ist, wird ein Primaner hoffentlich begreifen, und mag sich dann noch weiter mit der Formulierung des Zweifels bei Gorgias befassen: „Es ist nichts; und wenn etwas wäre, so könnte man es nicht erkennen; und wenn es erkennbar wäre, so könnte man es doch nicht anderen mitteilen (Οὐκ εἶναί φησιν οὐδέν· εἰ δ' ἔστιν, ἄγνωστον εἶναι· εἰ δὲ καὶ ἔστι καὶ γνωστόν, ἀλλ' οὐ δηλωτὸν ἄλλοις. Aristoteles, περὶ Ξεσοφάνους κτλ. 5 = p. 979a, 12 sq.). Das klingt stark übertrieben; und doch liegt darin eine Wahrheit, die mancher früher oder später schmerzlich im Leben erfährt: daſs der Verständigung zwischen den Menschen von Natur Schranken gesetzt sind, die man verringern kann, aber nie ganz beseitigen. Das Wort, das der Autor schreibt, ist immer ein anderes als das, welches der Leser liest.

Immerhin war es ein Glück, daſs der negierenden Tendenz der Sophisten kräftig und erfolgreich widerstanden wurde. Aber wie konnte es kommen, daſs man Sokrates, den erbitterten Gegner, für einen ihresgleichen hielt? als der er doch von Aristophanes verspottet und gewiſs von vielen seiner Zeitgenossen angesehen wurde. Die Frage giebt wieder zu einer allgemeinen Beobachtung Anlaſs: daſs in einem wissenschaftlichen Streite für den Fernstehenden der Unterschied zwischen den Vertretern entgegengesetzter Standpunkte verschwindet, weil er sie um dieselben, ihm gleichgiltigen oder unerwünschten Aufgaben bemüht sieht. Doch läſst sich auch nicht bestreiten,

und durch die Lektüre z. B. des Protagoras kommt es unmittelbar zur Anschauung, dafs Sokrates mit Virtuosität eben die dialektischen Kampfmittel anwendet, wegen deren die Sophisten zum Sprichwort geworden sind. Der Unterschied ist nur, dafs er damit ein sehr positives Ziel verfolgte: die Grenze zwischen Wissen und Nichtwissen scharf zu ziehen, dadurch den Bestand wirklicher Erkenntnis sicherzustellen und auf solches Wissen die sittliche Tüchtigkeit zu gründen.

Der Streit, ob hervorragende Leistungen eines Menschen mehr auf natürlicher Anlage oder auf Erziehung und Unterricht beruhen, hat die Alten vielfach beschäftigt. Horaz wollte ihn — gewifs richtig, aber nichtssagend — dahin erledigen, dafs keines von beiden entbehrt werden könne (ars poet. 409 f.). Tiefer gegraben hat Cicero, der in den Gesprächen „vom Redner“ sehr ernsthafte und keineswegs an der Oberfläche liegende Wahrheiten über dieses Thema vorträgt; am besten vielleicht, was er einmal den Crassus sagen lässt (I 32, 146): *Ego hanc vim intellego esse in praeceptis omnibus, non ut ea secuti oratores eloquentiae laudem sint adepti, sed, quae sua sponte homines eloquentes facerent, ea quosdam observasse atque collegisse; sic esse non eloquentiam ex artificio sed artificium ex eloquentia natum.* Hätten unsere modernen Pädagogen diesen Satz nur immer vor Augen gehabt! in dem das Verhältnis zwischen Können und Wissen, nicht nur für das Gebiet der Beredsamkeit, ein für allemal klargelegt ist. Jeder, der etwas tüchtiges kann, hat eine natürliche und nicht ganz unberechtigte Abneigung gegen die Regeln, die aus der vorbildlichen Thätigkeit anderer abstrahiert und dann zu einem System ausgebaut worden sind. Dieses Gefühl ist zur Geringschätzung gesteigert, wenn Heraklit sagt: πολυμαθείη νόον οὐ διδάσκει; und noch schroffer Pindar (Ol. 2, 86 ff.): „Klug ist, wer viel weifs von Natur; die es durch Lernen errafften, krächzen zungenfertig wirkungslos, wie Raben gegen den heiligen Vogel des Zeus“ Σοφὸς ὁ πολλὰ εἰδὼς φυᾷ· μαθόντες δὲ λάβροι παγγλωσσίᾳ — κόρακες ὥς — ἄκραντα γαρύετον, Διὸς πρὸς ὄρνιχα

θεῖον. Thukydides, selbst viel mehr ein Mann des Studiums als des unbewufst sicheren Handelns, erkennt doch ausdrücklich an, dafs dieses den Vorzug verdiene: an Themistokles rühmt er, in der schon einmal erwähnten Charakteristik (I 138), dafs er durch natürlichen Verstand, ohne früher oder später etwas Nennenswertes zu lernen, ein treffendes Urteil über gegenwärtige und zukünftige Dinge gehabt und in verworrener Lage schnell den rechten Entschlufs erfafst habe.

Was in den angeführten Aussprüchen über die Entwickelung menschlicher Fähigkeiten überhaupt gesagt ist, gilt doch wohl auch für die Bildung des sittlichen Könnens. Auch hier sind die Vorschriften, die gegeben werden, nicht das Wichtigste oder Ursprüngliche; sondern die Quelle der moralischen Erkenntnis fliefst aus den grofsen und kraftvollen Persönlichkeiten, in deren lebendigem Thun angeborene Gesetze sich offenbarten, die dann entweder von ihnen selbst oder von anderen in Worte gefafst wurden. Die ganze Betrachtung hat allerdings etwas Demütigendes, fast Entmutigendes — für jeden, und zumal für den Erzieher. Wenn alle Einsicht in das, was die Pflicht fordert, doch nicht vermag, den, der von Natur schlecht oder nur schwach ist, gut und stark zu machen, wie sollen wir hoffen durch Lehre die Menschen zu bessern?

Solchem Zweifel gegenüber ist es tröstlich und zugleich an sich merkwürdig genug, dafs eine so kraftvoll aus angeborenem Triebe sich auslebende Persönlichkeit wie Sokrates geglaubt hat, er verdanke seine sittliche Stärke einem Wissen und könne sie durch Mitteilung dieses Wissens auch in anderen hervorbringen. Zeugnisse dafür in ausreichender Zahl und Deutlichkeit bekommen unsere Schüler aus Xenophon wie aus Platon zu lesen (z. B. Memor. III 9; Protagoras p. 352). Wohl hat sich der Weise in der Erklärung des eigenen Wesens getäuscht: seine ethische Theorie so gut wie etwa die des Spinoza war im Grunde das Erzeugnis einer edlen und starken Seele, nicht umgekehrt. Aber der Glaube, in dem Sokrates gelebt und gewirkt hat, wird nie aussterben und soll nie aussterben; alle

Thätigkeit des Erziehens, auch der Selbsterziehung, beruht auf ihm. Zu strenger Selbstprüfung mahnt das Bekenntnis des Apostels (Röm. 7, 20): οὐ γὰρ ὃ θέλω ποιῶ ἐγαθόν, ἀλλὰ ὃ οὐ θέλω κακόν, τοῦτο πράσσω. Er meinte es als Antrieb zur Bezwingung des Bösen, zur Hingabe an die höhere Macht, die ihn von diesem Leibe des Todes erlösen kann. Aber der Gedanke läfst sich auch anders wenden: „wenn es doch unmöglich ist der besseren Einsicht in uns zum Sieg über schlimme Begierden zu verhelfen, wozu sollen wir uns vergebens abmühen?“ Es ist doch kein blofser Zufall, dafs fast dieselben Worte, in denen ein heiliger Mann wie Paulus seinen inneren Zustand schildert, der leichtfertigste römische Dichter der von Liebesleidenschaft ergriffenen Medea in den Mund gelegt hat: *video meliora proboque, deteriora sequor* (Metam. VII 20 f.). Und auch wo jemand ernsthaft und mit gutem Willen darangeht, nach Vernunft sein Thun zu bestimmen, kommt es oft am Ende auf das hinaus, was Demosthenes den Athenern vorwirft: dafs man in der prinzipiellen Entscheidung, im Aufstellen starker Forderungen an sich selbst allen Schwung verbraucht und nachher zur Ausführung keine Kraft mehr übrig hat[101]). Beschämend für solche Schwäche und zugleich erhebend ist es, einer Gesinnung wie der des Sokrates zu begegnen: dafs die Einsicht im stande ist den Menschen zu regieren, und dafs, wenn einer Gutes und Böses erkennt, nichts ihn zwingen kann anders zu handeln als wie die Einsicht befiehlt (Protag. p. 352 C). Ein solcher Glaube hat etwas Packendes, Mitfortreifsendes; er kann nicht völlig falsch sein. Durch ihn mehr als durch seine Lehre wirkt Sokrates erziehend und wird hoffentlich noch in manchem jungen Gemüte die Zuversicht begründen helfen, dafs es gelingen müsse das natürliche Thun und Begehren der Herrschaft des durch Vernunft geleiteten Willens zu unterwerfen.

Wenn die Beobachtung, in der so ungleiche Geister wie Paulus und Ovid übereinstimmen, geeignet ist an der Tüchtigkeit der menschlichen Natur irrezumachen, so giebt es eine andere, verwandte, die noch schlimmeren Zweifel aufrührt:

dafs einer das Gute will und kann und thut, und doch Böses damit bewirken mufs. Von der rechtlichsten Absicht, den Verrat am Vaterlande zu strafen und die Autorität des Herrschers zu wahren, ist Kreon geleitet, als er sein strenges Verbot erläfst und rücksichtslos durchführt; und zuletzt mufs er bekennen, dafs er unschuldig gemordet, sein eigenes Haus verödet hat, mufs sehen, wie gerade durch ihn die Achtung vor der gesetzlichen Gewalt, die er vertritt, aufs schwerste erschüttert ist. Gewissenhafte Sorge für das Wohl des Staates treibt den Ödipus zur Nachforschung nach dem was früher geschehen ist; wie dabei seine eigene Person ins Spiel kommt, scheut er vor keiner peinlichen Entdeckung zurück (1076 f.); als ihm die Ahnung aufsteigt, dass er der Mörder des Laios sei, wird der Eifer seines Suchens nur noch dringender: und eben durch diesen mannhaften Wahrheitsinn mufs er selber das Entsetzliche, dessen Opfer und dessen Vollstrecker er gewesen ist, aufdecken. Elektra bewahrt dem toten Vater die Treue, hält sich unberührt von den Frevlern, die an seiner Stelle regieren; auf jede Lebensfreude und jeden kleinen Schmuck des Daseins verzichtet sie, um nur das Bewufstsein eigener Rechtschaffenheit zu retten: und sie mufs erleben und fühlt es selbst, wie sie durch den täglichen und stündlichen Konflikt, den die Pflicht ihr auferlegt, hinabgezogen wird, wie sie schlechter wird, ungerecht, gehässig (254 f. 308 f.). Um den ermordeten Vater zu rächen, nicht nur nach menschlichem Gefühl sondern auf ausdrücklichen Befehl des Gottes, zückt Orestes den Dolch gegen seine Mutter; und damit beschwört er die Rachegöttinnen herauf, die nun ihn, den Verfluchten, atemlos von Ort zu Ort hetzen. — Dies ist der eigentliche Sinn dessen, was wir „tragisch“ nennen, nicht nur dafs überhaupt das Leben den Menschen zwingen kann schuldig zu werden, sondern dafs gerade das Gute es ist, was ihn dahin führt. Können wir Frieden finden in einer Welt, die so eingerichtet ist? Μὴ φῦναι τὸν ἅπαντα νικᾷ λόγον· τὸ δ', ἐπεὶ φανῇ, βῆναι κεῖθεν ὅθεν περ ἥκει πολὺ δεύτερον ὡς τάχιστα (Oed. Kol. 1225 ff.).

Bei dieser Antwort werden wir nicht stehen bleiben; der sorglos heitere Sinn der Jugend würde sich nicht dabei festhalten lassen. Aber dafs jeder, den wir zu geistiger Selbständigkeit entlassen, schon über diesen Zwiespalt nachgedacht habe, dafs er wisse, wie die Elemente auch dieser finsteren Anschauung in dem allen gemeinen Menschenschicksal gegeben sind, ist allerdings zu wünschen. Um solche ernste Betrachtung anzuregen, giebt es kein wirksameres Mittel als die tragische Dichtung der Griechen.

Etwas Tröstliches liegt diesmal in dem was die Geschichte lehrt: wie umgekehrt nicht selten Thaten, die in unedler oder gar böser Absicht unternommen wurden, heilsame Folgen gehabt haben, so sehr, dafs man versucht ist an einen Plan der Vorsehung zu glauben, der die schlimmen Leidenschaften der Menschen segensreichen Absichten dienstbar macht. Wie viel Gutes hat den Völkern Europas, dem unsrigen zumal, das Auftreten Napoleons gebracht, wenn auch in sehr anderem Sinne als in dem er zu wirken gedachte! Überlebte Formen im Staatsleben hat er beseitigt, für das Wachstum jugendlich frischer Kräfte das Feld frei gemacht, und gleichzeitig durch die Erbitterung, die er hervorrief, solche Kräfte, da wo sie schlummerten, geweckt. An ähnlichen Erscheinungen ist auch die alte Geschichte reich. König Philipp meinte es gewifs nur mit sich und seinem Volke gut, nicht mit den Griechen; und doch hat er die politischen und militärischen Mittel geschaffen, mit denen ein Weltkreis der Herrschaft des griechischen Geistes unterworfen wurde. Sein grofser Gegner war nicht der edle, von reinem Patriotismus erfüllte Mann, wie wir ihn aus seinen Staatsreden vermuten; weder ganz uneigennützig, wie er in dem Handel mit Harpalos gezeigt hat, noch völlig überzeugungstreu, wenn er doch im Prozefs des Apollodoros sowohl für als gegen diesen Reden geliefert hat. Aber mögen Ehrgeiz und advokatische Betriebsamkeit, dazu Beschränktheit des politischen Blickes, in den Elementen, aus denen der historische Charakter des Demosthenes erwachsen ist, einen noch so grofsen Raum

einnehmen: sie sind hier doch mit Gedanken erhabenster Art eine Verbindung eingegangen, deren diese ihrerseits bedurften, um überhaupt ins Grofse wirken zu können. Für alle Zeiten ist er der Vertreter einer Gesinnung, die sich durch die Ungunst der Verhältnisse und die Geringfügigkeit der Aussicht auf äufseren Erfolg im Kampfe für eine heilig gehaltene Sache nicht beirren läfst[102]), sondern aus der Bedrängnis selber die Kräfte saugt, mit denen sie ihr standhält.

„Aus dir wird nichts Geringes, mein Sohn, sondern etwas Grofses jedenfalls, sei es im Guten oder im Bösen": so soll zu Themistokles, als er ein Knabe war, der Lehrer gesagt haben (Plutarch Them. 5). Dies gilt eigentlich von allen reich und kraftvoll angelegten Naturen. Auch Alkibiades hatte das Zeug zum grofsen Mann, und Alexander zum Unheilstifter. Durch die Aufgaben, die dem Sohne Philipps das Leben stellte, wurden gefährliche Leidenschaften gebändigt, dafs sie mitwirkten eine weltgeschichtliche Bewegung zum Ziele zu führen; ohne den vergötternden Glauben an sich selbst hätte er sein Reich nicht gründen können. Es ist nicht Verkleinerungsucht, wenn wir in den leuchtenden Gestalten der Vorzeit auch auf das unser Augenmerk richten, was nicht edles Metall ist, sondern als Schlacke mitglüht. Vielmehr indem wir uns diese Mischung als eine unvermeidliche klar machen, lernen wir den „Undank" verstehen, mit dem so oft die Zeitgenossen ihren Wohlthätern gelohnt haben — wie es Themistokles bitter und treffend aussprach: er sei wie eine Platane, unter der bei Sturm und Gewitter alle Schutz suchten, während bei heiterem Wetter die Vorbeigehenden achtlos Blätter und Zweige abrissen (Plut. 18). Und zugleich gewinnen wir einen Anstofs zur Besinnung und zur Vorsicht, dafs wir es den starken Persönlichkeiten, die in unser eignes Leben hereinragen, nicht ebenso machen, dafs wir nicht verlangen sollen einen grofsen Mann zu haben ohne seine Fehler.

Die empfindlichste Probe, die dem Starken zugemutet wird, liegt darin, dafs in der Regel seiner inneren Bedeutung die

äufsere Stellung nicht ganz entspricht. Perikles vermochte es mit der Thatsache seiner Herrschaft das Volk von Athen dadurch zu versöhnen, dafs er sie nicht gar zu sehr hervortreten liefs; daran, dafs ihm das Gleiche nicht gelang, ist Cäsar zuletzt gescheitert. An einem ähnlichen Widerspruch wie er ist Wallenstein zu Grunde gegangen, dem nicht eine republikanische Gemeinschaft sondern ein einzelner, sein rechtmäfsiger Gebieter, den ersten Platz verschlossen hielt. Dafs ein Bündnis zustande kommt, wie wir es gesehen haben, zwischen schlichtem Edelsinn des Herrschers von Geburt und staatsmännischer Gröfse seines ersten Dieners, ist ein seltenes Glück; und auch da blicken wir jetzt in die Kämpfe hinein, deren es bedurfte, um ein so schönes Verhältnis, das nach aufsen ungetrübt erschien, durch gute und böse Zeiten hindurch in Kraft zu erhalten. Die Aufgabe ist eine von denen, die in jedem neuen Falle neu gelöst werden müssen; und sie ist eine der ältesten, mit denen die Menschheit sich quält. Dies zeigt sich darin, dafs sie seit lange auch in der Poesie Gestalt gewonnen hat. Im deutschen Heldenepos liegt die letzte Wurzel alles Unheils in dem Mifsverhältnis zwischen dem überragenden äufseren Range und der argen persönlichen Schwäche des Burgunden-Königs; in der Ilias ist es nicht anders. Achill pocht auf seine Stärke, die Menge seiner Thaten, auf den Wert der Dienste, die er der Gesamtheit geleistet hat (A 165 ff. I 325 ff.); das hilft alles nichts: die höhere Würde bleibt dem kraftlosen Agamemnon, dem er sich deshalb widersetzt, und vor dem doch zuletzt auch er sich beugen mufs, seine Stellung als Gebieter anerkennend (T 69 f.), ja persönlich ihm huldigend (Ψ 890 ff.). Wäre nicht eine Ordnung des menschlichen Zusammenlebens möglich, wie Achill sie verlangt (I 318 f.), in der Leistung und Lohn, Verdienst und Rang einander genau entsprächen?

Sie ist unmöglich, und ist nicht einmal wünschenswert[103]. Gar zu rechtwinklig müfste das Leben aussehen, wenn jedem genau das zuteil würde, worauf er mit innerer Berechtigung Anspruch erhebt. *Victrix causa deis placuit, sed victa Catoni*

(Lucan Phars. I 128): der stolze Sinn, der aus diesen Worten atmet, würde einer Welt unbekannt bleiben, in der unvermeidlich immer die gute und gerechte Sache zum Siege käme. Damit ist denn auch allgemein die Richtung angedeutet, in welcher ein Vertrautwerden mit den Menschen des Altertums auf die Entwickelung sittlicher Kräfte zu wirken vermag. Die Unvollkommenheiten des irdischen Daseins, die von denen in diesem Kapitel die Rede war und noch manche andere, haben darin ihren Wert, dafs sie es sind, die aufstacheln zur Thätigkeit, zur Spannung der Kräfte, zum Forschen und Handeln. Ein unendlicher Kampf ist es, den sie der Menschheit auferlegen; aber wer mit Bewufstsein in ihm seinen Mann steht, wird dadurch zum Manne. Und zu solcher bewufsten Teilnahme an einem Ringen der Menschheit kann wieder das Altertum uns stärken. Aus ihm zog italienische Renaissance die Kraft Persönlichkeiten zu bilden; und Persönlichkeiten sind es, was uns heute fehlt. Kein Wunder, dafs die Generation, die gegenwärtig den Ton im deutschen Geistesleben angiebt — wenn auch in Parteien gespalten, doch mit überall gleicher Freude am Schein, am Schlagwort, an der Massenwirkung — von den Alten nichts wissen will; sie fühlt unbestimmt, dafs von dort eine Gesinnung quillt, die ihr und ihrem Treiben widerstreben mufs. Jederzeit aber thut gerade die Richtung der Gedanken den Menschen am meisten not, deren sie am wenigsten zu bedürfen glauben.

Schlufs.

Ideal und Verwirklichung.

Wer da glaubt, soll nicht weichen.
Jesaias 28, 16.

Gegen das bisher Vorgetragene wird man den Einwand erheben, der sonst schon gegen ähnliche Ausführungen gemacht worden ist: das Bild entspreche nicht der Wirklichkeit. Eine solche Gründlichkeit im Studium der Alten, wie dabei vorausgesetzt werde, sei auf der Schule nicht möglich: den geistigen Gewinn, den ich geschildert hätte, könne nur der aus den alten Sprachen ziehen, der wirklich mit ihnen vertraut sei; und dazu brächten es die heutigen Gymnasiasten ja gar nicht, dazu könnten sie es nicht bringen. Ich wolle doch nicht behaupten, dafs sie genug lernten, um in Rom und Hellas so eigentlich heimisch zu werden und mit ihren Gedanken in der antiken Welt zu leben.

Ganz unberechtigt ist solches Bedenken nicht, aber auch nicht ganz berechtigt. Und wenn es im Urteil über den zur Zeit bestehenden Zustand wirklich das Richtige träfe, so würde daraus doch nicht folgen, dafs wir ein an sich gutes und schönes Ziel aufgeben müfsten; sondern nun käme es darauf an, die Hindernisse ins Auge zu fassen die uns von ihm trennen, und zu versuchen wie wir sie wegräumen können.

Die gröfste Schwierigkeit liegt im Lehrplan. Schon durch den von 1882 war das Mafs dessen, was im lateinischen und griechischen Unterricht erreicht werden konnte, stark herab-

gedrückt worden; vollends seit 1892 ist die Zahl der Lehrstunden, wie der Umfang bis zu dem die Schüler mit häuslichen Arbeiten, z. B. für private Lektüre, in Anspruch genommen werden dürfen, so eingeschränkt, dafs eine tiefgreifende Wirkung nicht mehr erzielt werden kann. Der Sieg, den das Jahr 1900 der gymnasialen Sache gebracht hat, war doch zunächst ein defensiver, indem weitere Zerstörung verhütet wurde; nur ein kleiner Anfang zur Wiederherstellung ist gemacht worden. An diesen gilt es anzuknüpfen und zunächst die schlimmste Not, die Verkümmerung der alten Geschichte, zu beseitigen. Auf seiner Jahresversammlung in Bonn zu Pfingsten 1902 hat der Deutsche Gymnasialverein in einem nahezu einstimmig gefafsten Beschlusse diese Forderung ausgesprochen. Sie mufs von allen denen unterstützt werden, denen daran liegt, dafs im philologischen Unterricht über der sprachlichen Schulung das reale Element nicht vernachlässigt, dafs an Denkmälern und Litteraturwerken der Alten diejenigen Seiten hervorgekehrt werden, die geeignet sind durch den Vergleich mit modernen Erscheinungen uns das eigene Leben und seine praktischen Aufgaben besser verstehen zu lehren. Die Thatsache, dafs für realistische Lehranstalten ein auf ein Jahr zusammengedrängter Kursus der alten Geschichte ausreicht, darf doch darüber nicht täuschen, dafs es am Gymnasium völlig anders steht. Fast jedes Kapitel des vorliegenden Buches zeugt davon. Nur ein ausführlicher Unterricht in alter Geschichte kann die lateinische und griechische Lektüre mit sachlichem Verständnis beleben; er ist unentbehrlich, um in den oberen Klassen des Gymnasiums die geographische Anschauung zu vertiefen, um für wirtschaftliche und politische Verhältnisse das Interesse wecken, um zu empfänglicher Betrachtung antiker Kunstwerke anleiten zu können. Auch das, wovon neuerdings viel die Rede war, dafs die römische Kaiserzeit eine ausführlichere Behandlung als bisher — seit 1892 — finden müsse, wird sich nur verwirklichen — wieder verwirklicken — lassen, wenn die griechische Geschichte in Untersekunda erledigt ist, sodafs die

folgende Klasse in Mufse die Ereignisse bis zum Ausgang des Altertums begleiten kann.

Ein weiteres Bedenken, das mir gesprächsweise öfter geäufsert worden ist, geht dahin, dafs alle diese Vorschläge zu hohe Anforderungen an den Lehrer stellten, dafs es Philologen, die danach unterrichten könnten, nur wenige geben werde. Darauf ist zu erwidern, dafs es sich um Massenunterricht auch in der That nicht handeln soll. Das Gymnasium ist nicht die Schule der Vielen, sondern der Wenigen. Es steht zu hoffen, dafs unter dem segensreichen Einflufs der äufseren Gleichberechtigung dieses ursprüngliche und naturgemäfse Verhältnis sich wiederherstellen wird, dafs die Gymnasien an Zahl abnehmen, die Mufs-Griechen aus seinen Räumen verschwinden werden. Immerhin wäre es nur erwünscht — und nicht blofs für die altsprachlichen Fächer — wenn die Unterrichtsverwaltung etwas thun wollte, um ungewöhnliche Kräfte, wo sie vorhanden sind, herauszufinden und zu gesteigerter Bethätigung zu ermuntern; die Art, wie jetzt die äufseren Verhältnisse unseres Berufes geordnet sind, wirkt genau in entgegengesetzter Richtung. Doch davon zu sprechen mag sich zu anderer Zeit und an anderer Stelle Gelegenheit bieten. Inzwischen liegt denn doch in der Natur des Stoffes selbst eine Kraft der Anziehung und zugleich der Hinlenkung auf das Wesentliche, der nicht leicht jemand ganz widerstehen wird. Wer Homer oder Herodot oder Tacitus oder Ciceros Briefe zum erstenmal als Lehrer zu behandeln hat, wird, auch wenn er dem einzelnen Schriftsteller früher keine besonderen Studien zugewendet hatte, durch die neue Aufgabe genötigt sich in ihn zu vertiefen; und indem er das, was er mit jungen lebendigen Menschen gemeinsam liest, für deren geistige Entwickelung fruchtbar machen will, kommt er von selber dazu, den manigfaltigen Beziehungen zwischen Altertum und Gegenwart, von denen wir hier eine Anschauung zu gewinnen versucht haben, auch seinerseits nachzugehen. Das geschieht im stillen, in der Zurückgezogenheit schlichten und treuen Wirkens viel öfter und erfolgreicher,

als diejenigen wissen, die nach dem Muster anderer Berufe auch die Arbeit des unsrigen aus Paradeleistungen beurteilen zu können meinen. Auf Seiten der Lehrer liegt, dessen bin ich gewifs, kein Hindernis für das Gelingen des Planes, durch die Beschäftigung mit Griechen und Römern tüchtige deutsche Männer zu erziehen.

Aber die Jugend, heifst es, vermag nicht zu folgen. Sie kann nicht dahin gelangen, was hier doch gefordert wurde, sich wirklich ins Altertum hineinzudenken; mit allem Fleifs und aller Mühe könnte zuletzt weiter nichts erreicht werden, als ein Bild in dem antike Bestandteile verarbeitet, doch durch Verbindung Anordnung Färbung ins Moderne herübergezogen wären. — Auch in diesem Einwurf liegt etwas Richtiges. Die Vorstellung, die wir uns von einer zeitlich fernliegenden Kultur machen, entspricht nie vollständig der Wirklichkeit; immer wird sie einen Teil des Richtigen mit subjektiven Elementen gemischt enthalten. Aber diese Mischung ändert sich im Laufe der Generationen; und zwar ist der Wechsel kein haltloses Hin und Her von Ansichten und Irrtümern, sondern ein steter Fortschritt zu tieferem Erkennen. Daran kann in seiner Weise auch der Schüler teilnehmen. Und wenn das ohnehin unvollkommene Resultat, das man ihm mitteilt, dadurch dafs es in einen erst im Werden begriffenen, unausgereiften Gedankenkreis eingeht, weitere Einschränkung und Trübung erleidet, so ist auch das kein allzu grofser Schade; das für die Entwickelung der Geisteskräfte Entscheidende liegt ja nicht in dem Inhalt, der angeeignet, sondern in der Anstrengung, die aufgeboten wird um diesen Inhalt zu bewältigen, sich zu assimilieren, um mit den Vorstellungsmitteln der eignen kleinen Erfahrung das Fremde zu erfassen. In dieser beständigen Auseinandersetzung zwischen einer modernen Denkweise und einer längst vergangenen Gedankenwelt wächst die Fähigkeit, Übereinstimmung und Unterschiede und damit das Bleibende, Wesentliche und das Wechselnde, Zufällige in den Dingen zu erkennen.

Sieht man die Sache von dieser Seite an, so verschwindet

von selber die Gefahr, die dem lateinischen und griechischen Unterrichte dadurch zu drohen schien, dafs die Philologie selber, die hinter ihm steht, sich im Laufe der letzten Jahrzehnte stark verändert hat, anscheinend zu einer rein historischen Wissenschaft geworden ist, vor deren kritischer Betrachtung der Begriff des Klassischen und der normative Charakter, den man den Schöpfungen des Altertums früher zuerkannte, nicht standhalten konnte[104]). Eine Schwierigkeit liegt hier allerdings, aber eine solche die überwunden und dadurch fruchtbar gemacht werden mufs. Gewifs war es für die Schule bequemer, Homer mit den Augen Goethes und Schillers ansehen zu können, in der lateinischen Sprache die Körper gewordene Logik, in den Werken der griechischen Kunst die zu immer treuer Nachahmung gegebenen Vorbilder, in den grofsen Männern der Alten die zuverlässigen Führer zu jeder Art menschlicher Tüchtigkeit zu verehren. Aber die Forschung, die solchen Glauben zerstört hat, schwebte doch nicht in der Luft, ist nicht durch Zufall gerade in unsere Zeit verschlagen worden. Der erweiterte Gesichtskreis, den ein immer mehr sich ausbreitender Weltverkehr eröffnete, die Entwickelung einer blühenden materiellen Kultur von durchaus modernem Gepräge, vor allem der reichere Inhalt, den durch kriegerische und politische Thaten unsere eigene Geschichte gewonnen hat: sie sind es gewesen, die den Standpunkt dem Altertum gegenüber verschoben und in den Köpfen der Gelehrten eine neue Auffassung der antiken Welt erzeugt haben. In und mit und aus dem Leben unseres Volkes ist diese Wissenschaft erwachsen; zur Teilnahme an demselben Leben will die Schule tüchtig machen: so kann sie gar nicht anders als den Geist eben dieser Wissenschaft in sich aufnehmen[105]).

Damit dies gelinge, ist es nötig, dafs Unterricht und gelehrte Forschung in lebendiger Fühlung mit einander stehen. Von seiten der Schule hat es an erfolgreichen Bemühungen, sich nicht nur die Ergebnisse sondern, worauf mehr ankommt, die Betrachtungsweise der Wissenschaft anzueignen, nie ge-

fehlt. Jetzt kommt auch von jener Seite der gute Wille entgegen, von den Bedürfnissen der Praxis Kenntnis zu nehmen und mit unmittelbarer Fürsorge auf sie einzugehen. Wilamowitz' Gutachten[106]) für die Juni-Konferenz von 1900, dann die Ausführung des dort entwickelten Programms die in seinem „Griechischen Lesebuch“ vorliegt, sind aus diesem Wunsche hervorgegangen. Man hätte meinen sollen, dafs sie mit freudiger Zustimmung aufgenommen werden würden; statt dessen zeigt sich eine überwiegend ablehnende Haltung. Auch Männer, die gegen den Verdacht gesichert sind ein bequemes Festhalten am Hergebrachten zu verteidigen, voran der warmherzige Verfasser des schönen Buches über „Idealismus“, selbst ein begeisterter Freund der Griechen, erheben Einspruch[107]). Woher kommt das? Doch nicht blofs aus den unnötig verletzenden Urteilen, mit denen Wilamowitz jene erste Auslassung gewürzt hatte; die Bedenken liegen tiefer und sind ernster.

Wenn die Homerlektüre über das Mafs hinaus, auf das sie seit 20 Jahren herabgesunken ist, zu Gunsten späterer Litteratur noch weiter beschränkt, eine der beiden Tragödien, die man in Prima liest, von Euripides genommen wird, wenn grofse Schriftstellerpersönlichkeiten wie Demosthenes und Thukydides durch eine Auswahl kleiner Proben aus den verschiedensten Autoren ersetzt werden, so braucht man kein Schwarzseher zu sein, um darin die Gefahr der Zersplitterung zu erkennen. Gerade weil die Behandlung des Altertums heute eine vielseitige ist und es vielleicht noch mehr werden wird, thut es um so dringender not in der Einfachheit des Stoffes ein Gegengewicht zu haben; also nicht eine Menge von Litteraturgattungen in die Schullektüre hereinzuziehen, sondern wenige Stücke zu lesen, von solchem Umfang dafs die Schüler mit dem Geiste des Verfassers jedesmal vertraut werden können, diese aber nach all den Richtungen durchzuarbeiten, die der Manigfaltigkeit unseres Interesses am Altertum entsprechen. Sonst wird der Unterricht ein Abbild der Zerfahrenheit unseres Zeitalters, während er die Aufgabe hat dessen unruhigen Charakter von

einem sicheren Centrum aus zu begreifen. — Auch die zeitliche Beschränkung, die sich für die Auswahl des Lesestoffes allmählich eingebürgert hatte, war doch nicht ohne guten Sinn. Treffend bezeichnet Wilamowitz als den Erfolg und die innere Wirkung, welche der griechische Unterricht haben soll: dafs in den Schülern der Trieb geweckt wird „den geschichtlichen Zusammenhang zu verfolgen, sich durch Anschauen der einfachen Lebensformen das Verständnis der komplizierten zu erleichtern." Dazu aber ist die hellenistische Litteratur nicht mehr geeignet, sie trägt selber zu sehr schon den Charakter des Abgeleiteten; wer Weizen aufgehen sehen will, mufs nicht Brot oder Mehl säen, sondern Körner. Platon erzählt (Phädr. p. 274) eine nachdenkliche Geschichte von Theuth, dem ägyptischen Gotte, der die Buchstaben erfunden und die neue Kunst dem Könige des Landes, Thamus, vorgelegt habe mit der rühmenden Versicherung, dafs dadurch die Menschen klüger und gedächtniskräftiger werden würden. Der König aber habe geantwortet: „Du hast nicht ein Mittel für das Gedächtnis, sondern für äufsere Erinnerung gefunden; so werden die Lernenden an Gedächtniskraft verlieren, weil sie sich auf die geschriebenen Zeichen verlassen." Solche Erfindungen nun macht die Menschheit unablässig, durch welche sie in immer gröfserem Umfang, mit zunehmender Sicherheit und Schnelle die Gedanken und die Dinge beherrscht, dadurch aber innerlich den Dingen selber und dem Kern der Gedanken immer ferner gerückt wird. Wenn die Beschäftigung mit den Alten dazu helfen soll, immer aufs neue diese Kluft zu überbrücken, so mufs sie sich solchen Autoren zuwenden, die selber noch dem Ursprung nahestehen. Das trifft für keinen so zu wie für Homer, der deshalb mit Recht vier Jahre hindurch zum täglichen Brot unserer Gymnasiasten gehört. Unter den Tragikern würde Ächylos vorgezogen werden müssen, wenn er nicht zu schwer verständlich wäre; so wollen wir bei Sophokles bleiben, der noch an die Götter glaubt, und die zersetzende Psychologie des Euripides denen vorbehalten, die mit seinen grofsen Vogängern

schon vertraut geworden sind[108]. Als Geschichtschreiber sind für die Schule Herodot und Thukydides nicht blofs durch die Tradition geheiligt, sondern stehen mit Recht allen voran: an beiden sieht man, wie historisches Denken sich bildet, wie die Fragen, in denen es sich bewegt, auftauchen und Form gewinnen; etwas Ähnliches vermag kein Späterer zu bieten.

Durch das alles braucht der Dank für die wertvolle Bereicherung, die das neue Lesebuch allen Freunden griechischer Lektüre gebracht hat, nicht verkürzt zu werden. Vortrefflich eignen mufs es sich, wie es wohl schon hier und da benutzt wird, als Unterlage zu interpretierenden Vorlesungen für Studenten aller Fakultäten. Für das Gymnasium liegt sein Hauptwert, abgesehen von dem wohlbereiteten Stoff den es dem privaten Eifer begabter Schüler bietet, darin, dafs wir nun die Möglichkeit haben, andere Fächer — nicht nur, wie bisher, Geschichte — durch ein Schöpfen aus griechischer Quelle zu speisen und mit dem Grundgedanken unserer Schule in belebende Verbindung zu bringen. Die altchristlichen Abschnitte sind in der Religionstunde, wo uns ja auch das griechische Neue Testament wenigstens noch nicht ganz verboten ist, eine willkommene Ergänzung; und Lehrer der exakten Wissenschaften, die ein Kapitel aus Archimedes oder Euklid gern mit ihren Schülern lesen, finden sich hoffentlich überall. Daran aber möchten wir grundsätztlich festhalten, dafs Fachlitteratur in den Fachunterricht gehört; die Beschreibung eines Heronischen Apparates, in der griechischen Stunde gelesen, ist Zeitverschwendung. Da sollen uns nur solche Stücke beschäftigen. die nicht blofs um ihres Inhaltes willen wichtig sind — dann könnte man sie ja in Übersetzung mitteilen —, freilich auch nicht blofs um der Form willen, wie der Schönredner Isokrates, sondern dadurch, dafs sie das lebendige Wechselverhältnis zwischen Inhalt und Form greifbar hervortreten lassen, dafs sie zeigen, wie der originale Gedanke sich den sprachlichen Körper baut, wie andrerseits die bedeutende Form für den Gedanken, den sie ans Licht bringt, nicht blofs Einkleidung ist sondern

ein Stück seines Leibes[109]). Auf diese Weise gewinnt auch der Begriff des Klassischen erneuten Sinn und neue Berechtigung: nicht auf irgendwelcher absoluten Vollkommenheit beruht er, die für immer als Muster zu dienen hätte; sondern das Vorbildliche liegt, an Werken der Litteratur so gut wie der bildenden Kunst, in der siegreichen Kraft des Ringens zwischen Vorstellung und Ausdruck. Die Leichenrede des Perikles erweckt wahrlich nicht ein Gefühl reiner Schönheit; undenkbar, dafs jemand versuchen sollte ihren Stil nachzuahmen — schon solches Wort klingt hier wie Hohn —: und doch bleibt sie klassisch. So steht überall nicht zu fürchten, dafs uns der erzieherische Beruf, die bildende Gewalt der Antike verloren gehen könnte, wenn auf ihre „normative" Geltung verzichtet und Ernst damit gemacht wird, Philologie als die Wissenschaft zu behandeln die das Altertum historisch begreifen soll[110]).

Aber freilich, Ernst gemacht mufs werden, nicht nur in der Forschung sondern auch für die Schule. Mit der bisherigen Politik ist es nicht gethan, immer hier ein Stück preiszugeben um dort ein andres zu retten. Ein Ganzes wird erfordert, wenn ganze Menschen erzogen werden sollen. Manigfaltig sind die Mächte, die in das Leben des einzelnen so eingreifen können dafs sie ihn emporheben und, was in ihm steckt, zu höchster Entwickelung bringen: Religion, Freundschaft, Liebe, die Verehrung für einen grofsen Mann, der Kampf für eine heilige Sache. Eins ist allen gemeinsam: sie versagen dem ihre Gunst, der ihnen mit Vorbehalt entgegentritt und vorsichtig abmessen möchte, wie viel von seinem Thun und Denken ihnen gehören soll; nur wer sich völlig ergiebt, gewinnt ihren Segen. Zu diesen gabenreichen und anspruchsvollen Mächten gehört auch die Gedankenwelt des klassischen Altertums.

Anmerkungen.

1. (S. 1.) Neuerdings begegnet hier und da die Auffassung, es heiſse nur gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn Anhänger des Gymnasiums sich darüber freuen, daſs dieser Schule der Vorzug an äuſseren Berechtigungen genommen ist. Dem gegenüber darf ich konstatieren, daſs diese Lösung des Streites schon vor 13 Jahren vorgeschlagen und mit dem Wunsche, den altsprachlichen Unterricht wieder lebensfähig zu machen, begründet worden ist in meinem Aufsatz „Die Gefahr der Einheitsschule,“ Preuſs. Jahrb. Januar 1889 (wieder abgedruckt in „Suum cuique“ [1889] S. 1 ff.).

2. (S. 2.) Dieses Urteil ist gerechtfertigt in meinem Vortrag: „Der Plan des Reformgymnasiums. Was verspricht er? und was droht er?“ Düsseldorf, 1902.

3. (S. 2). Daſs von philologischen Lehrern Schriften verfaſst werden konnten wie die von Max Eichner „Warum lernen wir die alten Sprachen?“ (Bielefeld und Leipzig 1901) oder von Walter Nausester „Denken, Sprechen und Lehren“ (Berlin 1901), ist ein schmerzliches Zeichen der Zeit. Vgl. die Anzeige der ersten in der Monatsschrift für höhere Schulen I (1902) S. 67 f., der anderen in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen.

4. (S. 5.) „Unsere Erziehung durch Griechen und Römer“ ist der Titel einer im Jahre 1890 von mir veröffentlichten kleinen Schrift, die das Recht des philologischen Unterrichtes in der Weise zu verteidigen unternimmt, daſs sie ihn nach seiner Eigenart und Wirkungsweise mit den einzelnen anderen Lehrfächern (Deutsch, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften) vergleicht.

5. (S. 6.) An Arbeiten in der neuen Richtung ist kein Überfluſs. Eine anregende Durchführung eigener Gedanken findet man in der Schrift von Gustav Friedrich: „Die höheren Schulen und die Gegenwart“ (Leipzig 1896). Nützliches Material für die Verbindung des philologischen Unterrichtes mit dem in Realien boten einzelne Abschnitte in zwei sonst nicht eben empfehlenswerten Schriften: Alex. Wernicke, „Die mathematisch-

naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Stellung zum modernen Humanismus" (Berlin 1898); und Max C. P. Schmidt: „Zur Reform der klassischen Studien auf Gymnasien" (Leipzig 1899). Gröfseren Wert hat des letzgenannten etwas spätere Broschüre: „Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht" (ebenda 1900), und vollends seine „Realistische Chrestomathie aus der Litteratur des klassischen Altertums" (3 Bändchen, Leipzig 1900. 1901), die eine tüchtige und eigenartige Ausführung seines Programms bringt. — Die ganze neue Aufgabe, um die es sich handelt, ist treffend bezeichnet von Felix Bölte in seinem Vortrag: „Das klassische Altertum und die höhere Schule" im „Humanistischen Gymnasium" X (1899), besonders S. 166.

6. (S. 9.) Dies ist eigentlich der Grundgedanke in Julius Langbehns Buche „Rembrandt als Erzieher", das 1890 und in den folgenden Jahren viel Aufsehen machte und auch heute nicht verdient vergessen zu werden.

7. (S. 9.) C. von Dillmann, Schulreden (Stuttgart 1901) S. 71. Die zitierte Rede ist aus dem Jahre 1882.

8. (S. 10.) Die beiden hier gegebenen Beispiele sind der Wirklichkeit entnommen.

9. (S. 11.) Zu rühmen ist Bernhard Schwalbes Griechisches Elementarbuch (Berlin 1887), hervorgegangen aus Vorträgen über Formenbau und Wortbildung, die der Verfasser zur Orientierung für Studenten, die von realistischen Anstalten kamen, gehalten hat. Brauchbar ist auch das nach Wortstämmen alphabetisch geordnete Verzeichnis der aus dem Griechischen entlehnten Fremdwörter von Adolf Hemme (Leipzig 1900); hätte der Autor nur nicht seinem Werk jenen sei es anmafsenden oder verständnislosen Titel „Was mufs der Gebildete vom Griechischen wissen?" gegeben! Zugegeben, dafs der richtige Gebrauch von Fremdwörtern eines der Merkmale des gebildeten Menschen ist: meint man dadurch „Bildung" zu erzeugen, dafs man ihre Symptome künstlich hervortreibt? Das ist, wie wenn jemand durch äufserlich angewandte Mittel sich eine frische Gesichtsfarbe verschafft, und dann sich einbilden wollte er sei gesund, weil er rote Backen hat.

10. (S. 12.) Über ἱστορία vgl. was im Anschlufs an Gomperz und im Widerspruch gegen Wilamowitz Nestle ausgeführt hat, „Euripides der Dichter der griechischen Aufklärung" (1901) S. 393.

11. (S. 13.) Herm. Diels: „Elementum. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus". Leipzig 1899.

12. (S. 13.) Dies zeigen u. a. die von Diels S. 38 beigebrachten Stellen.

13. (S. 15.) Sehr recht, dafs Max C. P. Schmidt diesen Abschnitt in seine realistische Chrestomatie (III § 62) aufgenommen hat. Übersetzt findet er sich bei Gerland und Traumüller, Geschichte der physikalischen Experimentierkunst (Leipzig 1899) S. 28 f., und, etwas gekürzt, in dem an-

regenden Schriftchen von Nikolaus Bödige, Das Archimedische Prinzip als Grundlage physikalisch-praktischer Übungen (Osnabrück 1901) S. 3 f.

14. (S. 17.) Ob der hier angedeutete Zusammenhang innerhalb der Entdeckungen des Archimedes schon anderswo ausgesprochen ist, weifs ich nicht. Gerland und Traumüller haben diesem Punkt überhaupt keine Aufmerksamkeit zugewendet: und Bödige, der ihn kurz berührt, meint, der von Vitruv beschriebene Versuch sei „eine nicht gerade zweckmäfsige Methode, die Richtigkeit des archimedischen Prinzips nachzuweisen.“ Aber wir dürfen doch nicht von dem, was uns allerdings am nächsten liegt, dem zuletzt aufgefundenen Gesetz ausgehen und fragen, wie sein Entdecker es „bewiesen“ habe, sondern müssen zu erkennen versuchen, wie sich bei ihm ein Gedanke aus dem andern entwickelt hat, so dafs er von einer ursprünglich praktischen Aufgabe aus durch Verallgemeinerung und Umbildung zu seinem theoretischen Funde kam.

14a. (S. 17.) Zwei anschauliche Beispiele dieser Art teilt Günther in seiner „Geschichte der antiken Mathematik und Neturwissenschaft“ (Handbuch der klass. Altertumswissenschaft V, 1) aus Eutokios mit.

15. (S. 18.) Das rechtwinklige Stück, das einer Zahl von der Form $2n + 1$ entsprach, nannte man „Gnomon“. Auf die wichtigen Untersuchungen der Pythagoreer über die Beziehungen zwischen Gnomonzahlen und Quadratzahlen deutet Aristoteles Phys. III 4 (p. 203a, 10 sqq.) hin. Vgl. darüber Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik I (1880) S. 137 f.

16. (S. 18.) Allerdings scheint schon Archimedes auch ein rechnerisches Verfahren zum Ausziehen von Quadratwurzeln gekannt zu haben, das aber im einzelnen nicht sicher erkannt ist; s. Cantor a. a. O. 272.

17. (S. 20.) Brief d'Alemberts vom 17. September 1764 (Oeuvres de Frédéric le Grand XXIV p. 384).

18. (S. 21.) Oder soll man glauben, dafs d'Alembert die Stelle des Aristoteles im Sinne gehabt hat? Polit. VIII 6: Δεῖ παῖδας ἔχειν τινὰ διατριβήν· καὶ τὴν Ἀρχύτου πλαταγὴν οἴεσθαι γενέσθαι καλῶς, ἣν διδόασι τοῖς παιδίοις, ὅπως χρώμενοι ταύτῃ μηδὲν καταγνύωσι τῶν κατὰ τὴν οἰκίαν· οὐ γὰρ δύναται τὸ νέον ἡσυχάζειν. αὕτη μὲν οὖν ἐστι τοῖς νηπίοις ἁρμόττουσα τῶν παιδιῶν, ἡ δὲ παιδεία πλαταγὴ τοῖς μείζοσι τῶν νέων.

19. (S. 22.) Euripides Fragm. 910 (Nauck) = 902 (Dindorf). Wilamowitz' feine Emendation (zuletzt im Lesebuche, Erläut. S. 186): πῇ τε συνέστη καὶ ὅπως καὶ ὅθεν, hat Nestles Beifall gefunden, ist aber doch wohl von denen, die den Autor korrigieren und nicht die Überlieferung. Der Dichter will gerade andeuten, wie dieselbe Frage sich immer aufs neue hervordrängt: „wie sie entstand, und wie nur, und auf welche Weise.“

20. (S. 26.) Diogenes Laert. IX 22: πρῶτος οὗτος τὴν γῆν ἀπέφηνε σφαιροειδῆ καὶ ἐν μέσῳ κεῖσθαι.

21. (S. 26.) Aristoteles περὶ οὐρανοῦ II 13 (p. 293a, 20 sqq.): Οἱ περὶ τὴν Ἰταλίαν, καλούμενοι δὲ Πυθαγόρειοι, . . . ἐπὶ μὲν . . . . τοῦ μέσου πῦρ εἶναί φασι, τὴν δὲ γῆν ἐκ τῶν ἄστρων οὖσαν, κύκλῳ φερομένην περὶ τὸ μέσον νύκτα τε καὶ ἡμέραν ποιεῖν. Plutarch (περὶ τῶν ἀρεσκόντων φιλοσόφοις φυσικῶν δογμάτων III 13, bei Diels Doxogr. Graec. p. 378), der Ähnliches berichtet, nennt ausdrücklich den Philolaos.

22. (S. 26.) Bei Platons Schüler Herakleides Pontikos und bei Aristarch von Samos (um 250 v. Chr.). Die näheren Angaben findet man in Günthers „Geschichte der antiken Mathematik und Naturwissenschaft“; auch Wilamowitz giebt einen kurzen Überblick über diese Entwickelung in der Einleitung zum vierten Abschnitt seines Lesebuches. Max C. P. Schmidt, von dessen Realistischer Chrestomathie das zweite Bändchen fast ganz der Astronomie gewidmet ist, hat leider die ältere, eigentlich schöpferische Zeit wenig berücksichtigt, weil es ihm darauf ankam zusammenhängende Texte zum Lesen zu bieten.

23. (S. 26.) Dies ist kürzlich in ansprechender Weise ausgeführt in dem Buche des Dänen Troels-Lund: „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten“, deutsch von Leo Bloch (Leipzig 1900). Der Verfasser verfolgt die Entwickelung der Ansichten, die er mehr von der ästhetischen als von der astronomischen Seite faſst, bis ins 16. Jahrhundert und zeigt dann, wie Kopernikus und an ihn anschlieſsend Giordano Bruno der Weltanschauung eine neue Grundlage und damit neue Aufgaben geschaffen haben.

24. (S. 26). Dieser Wunsch, schon früher von mir geäuſsert (Unsere Erziehung durch Griechen und Römer, S. 32 f.), hat zu meiner Freude auch bei Vertretern der exakten Wissenchaft Anklang gefunden. August Maurer stimmte ihm zu in einem hier in Düsseldorf im Herbst 1900 gehaltenen Vortrag über „Naturwissenschaftliche Bildung, mit besonderer Rücksicht auf die Astronomie“ (gedruckt in den „Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik“, X Heft 11 12). Wenn er die Hoffnung hegt, das von mir als unvermeidlich bezeichnete Übel doch durch einen geänderten Gang des Unterrichtes vermeiden zu können, so wäre ich gewiſs der erste der sich darüber freuen würde; und viel könnte hier die Schule wirklich thun, indem sie ihrerseits den Unfug aufgäbe, Kindern eine Vorstellung von unserm Sonnensystem lehrplanmäſsig einzureden. Aber alles das, was die Kleinen zu Hause darüber hören und lesen, würde immer noch schädlich und nun vielleicht erst recht verwirrend auf sie einwirken.

25. (S. 27.) Daſs diese Benennung und Zählweise auf dem astrologischen Glauben beruht, hat Troels-Lund (a. a. O. 30 ff.) richtig hervorgehoben. Ob er recht hat anzunehmen (S. 33), daſs auch bei den Chaldäern der

siebentägigen Woche eine zehntägige, wie sie sich bei anderen alten Völkern findet, vorangegangen sei, ist mir doch zweifelhaft.

26. (S. 27.) Ein Zeichen der herrschenden Gleichgiltigkeit ist es, wenn selbst bessere Kalender sich begnügen, ungefähr anzugeben wann die einzelnen Planeten sichtbar sind, ohne das Sternbild zu bezeichnen in dem sie stehen. Dagegen haben manche Zeitungen die rühmenswerte Einrichtung, Monat für Monat die Stellung des Himmels genauer zu beschreiben.

27. (S. 30.) Diese Angabe gründet sich auf den sorgfältigen Exkurs zu Sophokles Oed. Tyr. 1137 in der Ausgabe von Jebb (Cambridge 1893).

28. (S. 30.) Hierfür bietet nützliches Material in sachgemäfser Bearbeitung Franz Harder, Astrognostische Bemerkungen zu den römischen Dichtern, Berlin (Progr. Luisenst. Gymn.) 1893. Lehrreich und anregend, obwohl nicht unbedingt zuverlässig, ist die Abhandlung von Otto Willmann: Sternkundliches bei der Autorenlektüre (Lehrpr. u. Lehrg. VIII [1886] S. 21—32). Sicherste Auskunft über die astronomischen Grundverhältnisse, auch über die Bedeutung der angewandten Termini, giebt das ältere Programm von Hartwig: Über die Berechnung der Auf- und Untergänge der Sterne, Schwerin 1861.

29. (S. 31.) Horaz od. III 29, 18 mit Kiefslings Anmerkung.

30. (S. 31.) Ein vortreffliches Hilfsmittel, um die wechselnden Stellungen der Sterne sowie der Zeiten ihres Auf- und Untergehens zu finden, ist die drehbare Karte des Sternenhimmels von A. Klippe, die im Verlage der Deutschen Lehrmittel-Anstalt (Franz Heinr. Klodt) in Frankfurt a. M. erschienen ist und Mk. 1,20 kostet. Bei der Benutzung mufs man daran denken, dafs Griechen und Römer südlicher wohnten als wir, also weniger Circumpolarsterne, mehr Sterne des südlichen Himmels sahen.

31. (S. 32.) Das habe ich schon vor längerer Zeit anzuregen gesucht (Suum cuique [Kiel u. Leipzig 1889] S. 56); dann wieder in einem Aufsatz „Der Sinn der neusten Schulreform“ (Preufs. Jahrb. 105 [1901] S. 36). Etwas weiter ausgeführt ist der Gedanke in dem Vortrag über „Die Stellung des geographischen Unterrichts am Gymnasium, besonders sein Verhältnis zum geschichtlichen“, den ich Pfingsten 1902 auf der Versammlung des Deutschen Gymnasialvereins in Bonn gehalten habe; im Auszuge abgedruckt in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ und in der „Geographischen Zeitschrift.“

32. (S. 33.) Darüber s. Max C. P. Schmidt, Realistische Chrestomathie II S. 111, und Hermann Wagner. Lehrbuch der Geographie I (1900) S. 56.

33. (S. 34.) Die erste Hilfe freilich mufs dem Lehrer selbst Dörpfeld geleistet haben mit der Erkenntnis, dafs nicht Itháki sondern Leukás das Ithaka des Odysseus gewesen ist. Bei einem Besuch in Düsseldorf in diesem Sommer hatte er die Liebenswürdigkeit, seine Ansicht unter Zu-

hilfenahme von Karten und Bildern vor einem kleinen Kreise von Fachgenossen ausführlich zu begründen.

34. (S. 36.) Karl Neumann, Physikalische Geographie von Griechenland, mit besonderer Rücksicht auf das Altertum; nach des Verfassers Tode bearbeitet und herausgegeben von Jos. Partsch, Breslau 1885. Dort sind die Strömungen im Mittelmeer S. 142, die Ursachen und Wirkungen des sommerlichen Nordwindes S. 94. ff. besprochen.

35. (S. 37.) Der Gedanke ist ausgesprochen von Heinrich Nissen, Italische Landeskunde, I (1883) S. 103. Dieses Buch, von dem uns soeben der zweite Teil nach langem Warten beschert worden ist, bietet für Italien ähnlich reiche Belehrung wie Neumann-Partsch für Griechenland. — Das ganze Gebiet der alten Welt umfafst Heinrich Kiepert in seinem „Lehrbuch der alten Geographie“ (Berlin 1878), dem ich ebenfalls vielfache Anregung verdanke.

36. (S. 37.) Was Herodot VIII 129 von Ebbe und Flut bei Potidäa erzählt, scheint doch andrer Art zu sein.

37. (S. 40.) Die Mareotischen Reben nennt Vergil Georg. II 92 *pinguibus terris habiles.* Eine Übersicht erst der Rebensorten, dann der wichtigsten Pflanzstätten des Weines giebt Plinius Nat. hist. XIV 4. 8 f., der dabei bemerkt: *manifestum est patriam terramque referre non uvam.*

38. (S. 40.) Das Genauere bei Mommsen, Römische Geschichte Bd. V, in dem Kapitel über die gallischen Provinzen.

39. (S. 41.) Dies hat Nissen, Italische Landeskunde I S. 301, hervorgehoben und in erläuternden Zusammenhang gestellt.

40. (S. 41.) Zu diesem Bedenken geben die Ausführungen von Nissen a. a. O. 420. 436 f. Anlafs.

41. (S. 45.) Jakob Mayer (k. k. Professor und praktischer Imker zu Budweis), Fachlicher Sach-Kommentar zu Vergils Preisgedicht auf die Bienen und ihre Zucht (Budweis 1902).

42. (S. 46.) Darauf weist Alfred Philippson in seiner lehrreichen Schrift „Griechenland und seine Stellung im Orient“ (1897) hin, S. 12.

43. (S. 46.) Genauere Angaben u. a. bei Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus II (1901) S. 167.

43a. (S. 46.) Stellen, an denen man den Primaner selbst hierüber etwas finden lassen kann, sind: Cornel. Att. 13, 3 (*plurimi librarii*); Cicero ad Att. IV 4b (*velim mihi mittas de tuis librariolis duos aliquos, quibus Tyrannio utatur glutinatoribus*); XIII 12, 2 (*Ligarianam praeclare vendidisti; posthac, quicquid scripsero, tibi praeconium deferam*).

44. (S. 47.) Die Parallele ist glänzend durchgeführt in einem Vortrage von Eduard Meyer: „Die Sklaverei im Altertum“ (Dresden 1898); doch ist die Anlage der Gedankenentwickelung darin (s. besonders S. 24) etwas zu deduktiv, um völlig überzeugen zu können. Bestimmte Ein-

wände — die in der vorn gegebenen Darstellung benutzt sind — hat u. a. mein Bruder Friedrich erhoben in einer Anzeige in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft XXII (1898) S. 349 ff.

45. (S. 47.) Karl Jentsch, Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum (Leipzig 1900; die angeführte Stelle S. 158). Eine vortreffliche Schutzschrift für die soziale und politische Seite des Altertums, mit Wärme und reicher Sachkenntnis geschrieben, durch ihr Urteil deshalb besonders wertvoll, weil der Verfasser ein sorgfältiger Beobachter und genauer Kenner der modernen Zustände ist.

46. (S. 48.) Auch diese Anschauungen verdanke ich einer Studie meines Bruders, über „die Stellung der arbeitenden Klassen in Hellas und Rom," in Ilbergs und Richters „Neuen Jahrbüchern" II (1899) S. 686 bis 702.

47. (S. 49.) Dafs ich in diesem Abschnitte der zuverlässigen Darstellung von Hultsch (Griechische und römische Metrologie, 2. Aufl. 1882) folge, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

48. (S. 50.) Darüber s. Hultsch a. a. O. 127. 381.

49. (S. 51.) Diese Wirkungen sind klar skizziert in Eduard Meyers Geschichte des Altertums II (1893) § 348 und (für Athen) § 401.

50. (S. 51.) In diesem Zusammenhange Solons Münzreform zu besprechen kann man garnicht vermeiden; und dadurch bietet sich gute Gelegenheit, verwandte Mafsregeln oder Vorschläge aus neuerer Zeit zu beleuchten. Dies geschieht mit Sachkenntnis und Freimut in dem Buche von K(arl?) Schenk: „Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage. Für die Hand des Lehrers sowie zum Selbstunterricht" (Leipzig 1896), S. 26 ff. Die ersten Abschnitte (bis S. 120) enthalten reiches Material, um den Unterricht in der griechischen und römischen Geschichte zu beleben und durch Vergleichung antiker und moderner Verhältnisse die wirtschaftlichen Grundbegriffe klar zu machen.

51 (S. 51.) Der Satz ist entlehnt aus der Schrift von Friedrich Cauer: „Parteien und Politiker in Megara und Athen" (Stuttgart 1890), in der für beide Städte die Folgen der Verbreitung des Geldes und die politische Entwickelung, die dadurch bedingt war, dargelegt werden. Über die Frage, was Solon und was Peisistratos für die Sanierung der athenischen Zustände geleistet haben, urteilt ähnlich Pöhlmann (Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus II S. 158), anders Eduard Meyer.

52 (S. 58.) Auch zu dieser Erwägung regt ein Satz des Aristoteles (Pol. IV 12 = p. 1296b, 40 sqq.) bei Wilamowitz (S. 163, 16 f.) an: οὐθὲν γὰρ φοβερόν, μή ποτε συμφωνήσωσιν οἱ πλούσιοι τοῖς πένησιν ἐπὶ τούτους [τοὺς μέσους]· οὐδέποτε γὰρ ἅτεροι βουλήσονται δουλεύειν τοῖς ἑτέροις.

53. (S. 58.) Naumann: Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch

für innere Politik. Berlin-Schöneberg 1900. — Ein Buch, dessen Ratschläge um so ernstere Gefahr enthalten, weil in den Beobachtungen, von denen sie ausgehen, viel Richtiges ist.

54. (S. 58.) Im *Antimacchiavel*, den Friedrich noch als Kronprinz in Rheinsberg verfaſste, heiſst es (Oeuvres VIII p. 225): *Un prince ne remplit que la moitié de sa vocation, s'il ne s'applique qu'au métier de la guerre; il est évidemment faux quil ne doit être que soldat, et l'on peut se souvenir de ce que j'ai dit sur l'origine des princes. Ils sont juges d'institution; et s'ils sont généraux, ce n'en est qu'un accessoire.* Und gegen Ende seines thatenreichen Lebens, in einem Aufsatz aus dem Jahre 1777, schreibt er: (Oeuvres IX p. 196): *Qu'on s'imprime bien, que la conservation des lois fut l'unique raison, qui engagea les hommes à se donner des supérieurs, puisque c'est la vraie origine de la souveraineté.*

55. (S. 60.) Zu dem Vergleich zwischen Irländern und Abessiniern regt Schenk an in dem vorher (Anm. 50) zitierten Buche, S. 9 f. Er fragt zum Schlusse: „Wird den Iren einmal ein Epaminondas erstehen?“

56. (S. 61.) Dies erfahren wir unmittelbar aus den Briefen, die Cicero als Statthalter von Cilicien geschrieben hat. Vgl. auch unten Anm. 70.

57. (S. 61.) Dieses Verhältnis hat mit einer Fülle von Wissen und von politischer Einsicht Karl Wilhelm Nitzsch dargelegt in seiner „Geschichte der Römischen Republik, nach hinterlassenen Papieren und Vorlesungen herausgegeben von Thouret“, Leipzig 1884.85. Vgl. besonders Bd. II S 24 f. 43 ff. 61.

58. (S. 62.) Stellen wie Xenophon Memorab. I 2, 9 und III 9, 10, Platon Protag. 10 (p. 319 B—D) sind auch den Schülern leicht zugänglich.

59. (S. 62.) Dies ist ausgesprochen in dem früher (Anm. 34) angeführten Buche von Neumann und Partsch S. 202.

60. (S. 64.) In seiner Instruktion für das General-Direktorium vom Jahre 1748.

61. (S. 65.) Diogenes Laertius II 40. Dasselbe erzählt Cicero, de oratore I § 231.

62. (S. 66.) Hoffmann und Groth: Deutsche Bürgerkunde. Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann. Leipzig 1894. — Giese: Deutsche Bürgerkunde. Einführung in die allgemeine Lehre vom Staate, in die Verfassung und Verwaltung des deutschen Reiches und des preuſsischen Staates und in die Elemente der Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1894. — Die erste Schrift ist ausführlicher und mehr Lesebuch, die zweite mehr für schulmäſsige Behandlung eingerichtet.

63. (S. 68.) Den Sinn der Horazischen Ode III 3 hat zuerst Mommsen erkannt (Sitzungsber. der Akademie d. Wissensch. zu Berlin 1889 S. 27), der meinte, die Verlegung der Hauptstadt, von der Horaz abrate, habe

man von Antonius befürchtet. Im Anschlufs daran habe ich vermutet und zu begründen gesucht, dafs vielmehr Augustus selber es war, dem man einen solchen Plan zutraute, und dem der Dichter den Dienst erwies dagegen zu protestieren (Wort- und Gedankenspiele in den Oden des Horaz [1892] S. 53 f.).

64. (S. 69.) „Unbefangenheit im Abwägen historischer Personen und Thatsachen mufs an fremder Geschichte geübt sein, um sich in der eigenen zu erproben": so sagt Joseph Weisweiler in einer lesenswerten kleinen Schrift: „Die Litteratur und Geschichte des klassischen Altertums im Dienste der nationalen und patriotischen Jugenderziehung" (Paderborn 1891), S. 13

65. (S. 70.) Heinrich Nissen, Der Ausbruch des peloponnesichen Krieges. Histor. Zeitschrift 63 (1889) S. 385 ff.

66. (S. 72.) Nitzsch in dem oben Anm. 57 zitierten Werke II S. 84 ff., und schon früher (1847) in der Schrift „Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger".

67. (S. 75.) Dafs Goethe mit diesem Ausspruch den Wert der Geschichte nicht hervorheben sondern herabdrücken wollte, ist von mir in anderm Zusammenhange gezeigt worden, in einem Aufsatz über „die Methode des Zirkelschlusses", Preufs. Jahrb. 92 (1898) S. 49.

68. (S. 75.) Durch diese Überzeugung braucht man sich die Freude an dem schönen Buche von Zielinski „Cicero im Wandel der Jahrhunderte" (Leipzig 1897) nicht stören zu lassen. Der Verfasser verfolgt den Einflufs, den Cicero mit seinem Namen und seinen Werken in der geistigen Geschichte der Menschheit gehabt hat; auf die letzte Stufe dieser Entwickelung, die dem neunzehnten Jahrhundert angehört, geht er nicht ein, zeigt nur kurz, dafs er sie nicht billigt. Die Beurteilung, die Cicero bei Pöhlmann gefunden hat (Gesch. d. antiken Kommunismus und Sozialismus II [1901] S. 486 ff.), ist doch etwas gar zu sehr von modernen sozialpolitischen Anschauungen beherrscht, die Cicero freilich nicht gehabt hat, aber auch kaum haben konnte.

69. (S. 75.) Der diesen Vorwurf gegen mich erhebt, ist Otto Eduard Schmidt in einer Anmerkung zu seiner durchaus ungerechten Rezension der neuen Ausgabe von Drumanns „Geschichte Roms", Wochenschr. für klass. Philologie 1900 S. 10 ff. Er selbst nimmt einen ehrenvollen Platz unter denen ein, die auf dem von Drumann angebahnten Wege rüstig weiter geschritten sind. Vgl. die folgende Anmerkung.

70. (S. 76.) Dies ist vortrefflich nachgewiesen in einem Vortrag, den Otto Eduard Schmidt (vgl. Anm. 69) auf der Görlitzer Philologen-Versammlung im Jahre 1889 über Brutus gehalten hat (Verhandlungen S. 165—185).

71. (S. 78.) Ranke, Aufsätze zur eigenen Lebensgeschichte; Weltgeschichte (Textausgabe) IV S. 693. Mit dem angeführten Satze schliefst

ein Abschnitt, in dem Ranke erzählt was ihm als Jüngling die alten Historiker bedeutet haben, die er einzeln bespricht. — Lesenswert ist der Vortrag von Otto Liermann, „Politische und sozialpolitische Vorbildung durch das klassische Altertum“ (Heidelberg 1901; zuerst im Humanist. Gymnasium, Jahrg. XII), worin aufser den Geschichtschreibern auch die übrigen Prosaiker behandelt werden.

72. (S. 80.) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke, Bd. III S. 186—188.

73. (S. 82.) Xenophon als Humoristen nachzuweisen ist das Thema eines zu wenig bekannt gewordenen Programms von Schimmelpfeng: „Zur Würdigung von Xenophons Anabasis“, Pforta 1870.

74. (S. 83.) Τάδε γράφω, ὥς μοι ἀληθέα δοκεῖ εἶναι· οἱ γὰρ Ἑλλήνων λόγοι πολλοί τε καὶ γελοῖοι, ὡς ἐμοὶ φαίνονται, εἰσίν: damit eröffnete Hekatäos seine „Genealogien“. Was vorn über das Verhältnis dieses Grundsatzes zu dem des Herodot gesagt ist, beruht auf der Darlegung von Friedrich Cauer in dem Aufsatz „Thukydides und seine Vorgänger“, Histor. Zeitschr. 83 (1899) S. 388. 395.

75. (S. 84.) Die Absicht zu loben merkt man in der Ausführlichkeit, mit der wiederholt von Artemisia erzählt wird (Plut. 43), die entgegengesetzte z. B. bei dem Kindermorde des Ameinokles (VII 190; Plut. 30).

76. (S. 84.) Franz Helm, Materialien zur Herodotlektüre, mit Rücksicht auf verwandte Gebiete und im Sinne des erziehenden Unterrichts, I. Teil. Darmstadt (Gymn.-Progr.) 1900. Hier wird S. 7 ff. an der Praefatio beider Geschichtswerke der Vergleich durchgeführt.

77. (S. 88.) Mommsen, Römische Geschichte, Buch V Kap. 5, in einer Anmerkung. Eine gute Erörterung der Frage „Ist Sallust ein Parteischriftsteller?“ bietet das Programm von Carl Gerstenberg (Berlin, Friedrichs-Realg. 1893), das ich mehrfach benutzt habe. In der Beurteilung von Cat. 38, 3 ist er freilich selber ähnlich ungerecht wie Sallust, indem er die Hälfte des Satzes, die von der Volkspartei spricht, wegläfst.

78. (S. 92.) Dies hat Ivo Bruns in seinem schönen Buche „Das litterarische Porträt der Griechen im 5. und 4. Jhdt.“ (Berlin 1896) S. 1—34 mit feinem Sinne nachgewiesen. Nur in der Ansicht scheint er mir zu irren, dafs dieses Verfahren bei Thukydides auf bewufsten Stilgesetzen, die er sich selber gegeben habe, beruhe. Vielmehr ergab es sich ganz von selbst, da der Autor nicht nach künstlerischer Ausmalung, sondern nach sachgemäfser, innerlich motivierender Erzählung strebte.

79. (S. 94.) Ausdrücklich sei erwähnt, dafs ich für die Beurteilung des Thukydides dem in Anm. 74 zitierten Aufsatze meines Bruders viel verdanke. Auch die Art, wie die Charakteristik des Themistokles verwertet ist, stammt von dort.

80. (S. 95.) Ich lege Wert darauf zu konstatieren, dafs ich damals

zu den Ketzern gehörte. Vgl. meine Anzeige des Rembrandt-Buches in der Berliner Wochenschr. f. klass Philologie 1890 Sp. 543—547.

81. (S. 95.) Von Lichtwarks Schriften erscheint als besonders eigenartig und anregend: „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken, nach Versuchen mit einer Schulklasse herausgegeben“, 2. Aufl., Dresden 1898. Unter seinem Einfluſs entstanden sind auch die „Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg“, 2. Aufl., Hamburg 1901. Der Bericht über die Dresdener Verhandlungen ist kürzlich in einem mäſsigen Bändchen erschienen: „Kunsterziehung, Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden am 28. und 29. September 1901“ (Leipzig, R. Voigtländers Verlag).

82. (S. 96.) Konrad Lange, Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend (255 S.), Darmstadt 1893. Ludwig Gurlitt, „Kunsterziehung“, in den Neuen Jahrbüchern mit dem langen Titel X (1892) S. 177 ff.; s. besonders S. 197 f.

83. (S. 96.) Dieser Gedanke, etwas allgemeiner gefaſst, wurde in den Dresdener Verhandlungen von Professor Diez (Stuttgart) mit einsichtigen Worten vertreten (S. 197 f.).

84. (S. 96.) Erfreuliche Mitteilungen aus eigener Praxis geben Moritz Müller, Bildende Kunst im Gymnasial-Unterricht (Progr. Bautzen 1899), und Paul Brandt, Vorschläge für den Kunstunterricht an Gymnasien (Progr. Bonn 1900). Mögen beide tüchtige Arbeiten anregend weiter wirken, aber nur im einzelnen und ohne Zwang!

85. (S. 97.) So urteilt auch Julius Nelson, Über die Behandlung der Kunstgeschichte im Gymnasialunterricht (Progr. Aachen 1897) S. 25, der freilich die notwendige Folgerung nicht zieht, daſs der Unterricht in alter Geschichte, um für Behandlung der Kunst Raum zu gewähren, wieder auf zwei Jahre ausgedehnt werden muſs.

86. (S. 97.) Ich freue mich, hierin wie in vielem andern mit Gurlitt (in dem schon Anmerkung 82 zitierten Aufsatze S. 191 ff.) übereinzustimmen.

87. (S. 98.) An der bekannten, von Bernays hervorgezogenen Stelle der Politik (VIII 7 = p. 1342a, 19 sqq.). Der uns befremdende Gedanke bezieht sich dort auf das Verhältnis des Publikums zur Musik.

88. (S. 99.) Diese Anschauung verdanke ich Vorträgen von Georg Loeschcke, die durch Mitteilungen in persönlichem Gespräche noch ergänzt wurden. Auch sonst bin ich ihm für vielfache Anregung und für manche direkte Hilfe bei der vorliegenden Arbeit zu herzlichem Danke verbunden und kann nur wünschen, daſs die Umgebung, in die von ihm Empfangenes hier gebracht ist, ihm als keine unwürdige erscheinen möge. — Der allgemeine Gedanke, daſs die relative Schätzung der griechischen Kunstwerke und Kunstperioden sich im Laufe der Zeit stark geändert hat, ist neuerdings

auch von Reinhard Kekule in seiner Rektoratsrede ausgeführt worden: Die Vorstellungen von griechischer Kunst und ihre Wandlung im neunzehnten Jahrhundert (Berlin 1901).

89. (S. 100.) Klinger, Malerei und Zeichnung. 3. Aufl. 1899, S. 51.

89a. (S. 102.) Dies ist etwas genauer ausgeführt in der gleich (Anm. 93) zu erwähnenden Schrift von Hildebrand, S. 119.

90. (S. 104.) In den „Historischen und philologischen Aufsätzen Ernst Curtius gewidmet" (1884) S. 114. Die erwähnte Äufserung Welckers, aus dem J. 1838, steht Alte Denkmäler III S. 182,

91. (S. 104.) Zur Begründung s. Eugen Petersen, Die Kunst des Pheidias am Parthenon und zu Olympia (Berlin 1873) S. 404 f. Über die Einwirkung Polygnots auf die Kunst der Bildhauer findet sich eine feine Bemerkung bei Robert, Die Nekyia des Polygnot (Halle 1892) S. 71 f.

92. (S. 104.) Conze, Über das Relief bei den Griechen, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1882 I S. 574 ff. Auf diesen Aufsatz wie auf die Stelle bei Petersen hat mich freundlicher Weise Michaelis hingewiesen, den, als meinen alten Lehrer, ich um eine Erläuterung seiner eigenen kurzen Äufserung gebeten hatte.

93. (S. 104.) Adolf Hildebrand, Das Problem der Form in der bildenden Kunst. 3. Aufl., Strafsburg 1901. — Für die Beurteilung der modernen Kunst sind darin besonders wichtig Stellen wie S. 89. 106. 108.

94. (S. 105.) Dies nach Loeschcke. Vgl. Anm. 88.

95. (S. 107.) Diesen Gedanken hat Robert ausgesprochen — in bezug auf den Parthenonfries und auf die vermutete Anordnung in Polygnots Gemälde der Schlacht bei Marathon — zuletzt in dem Winckelmannsprogramm von 1895: „Die Marathonschlacht in der Poikile und weiteres über Polygnot," S. 15.

95a. (S. 109.) Der Satz ist der Vorrede zu einem sonst nicht üblen Deutschen Lesebuch für eine obere Klasse entnommen. Äufserungen dieser Art gegenüber ist es doppelt erfreulich, mit welcher Achtung und mit wie unverkennbarer Geistesverwandtschaft einer unserer bildenden Künstler, und einer den man gewifs nicht zu den Hütern schulmeisterlicher Tradition rechnen wird, Max Klinger, über den Laokoon spricht; in der schon (Anm. 89) zitierten Schrift, S. 15. 27.

96. (S. 111.) Gottfried Semper, Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder Praktische Ästhetik, I (1860) S. 7.

97. (S. 112.) Gespräche mit Eckermann III, 18. April 1827. Über die Bedeutung der Goethischen Beobachtung für die Analyse litterarischer Werke vgl. Grundfragen der Homerkritik S. 246 f. Das Bild — *Il ritorno dei campi* — ist in Palazzo Pitti in Florenz.

98. (S. 112.) Diese Beobachtung ist entnommen der trefflichen Dissertation von Erwin Pollack, *Hippodromica* (Leipzig 1890), Kap. II.

99. (S. 115.) Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet. 1773. — Der angeführte Satz in Suphans Ausgabe V S. 646.

100. (S. 118.) Börne, Bemerkungen über Sprache und Styl. Gesammelte Schriften III S. 11.

101. (S. 123.) Demosthenes I. Phil. 20: τὰ μέγιστ' ἐν τοῖς ψηφίσμασιν αἱρούμενοι ἐπὶ τῷ πράττειν οὐδὲ τὰ μικρὰ ποιεῖτε.

102. (S. 126.) Am schärfsten und schönsten kommt dies in der Rede vom Kranze § 199 zum Ausdruck.

103. (S. 127.) Von Achill zu Justus Möser ist freilich ein weiter Sprung. Und doch möchte ich hier auf einen kleinen Aufsatz in dessen Patriotischen Phantasien (VI) hinweisen, der unter heutigen Verhältnissen vielleicht noch mehr gelesen zu werden verdient als zur Zeit da er geschrieben wurde: „Keine Beförderung nach Verdiensten! An einen Offizier."

104. (S. 133.) Ungefähr so wird der Wechsel, der sich vollzogen hat, formuliert von Otto Immisch in zwei Aufsätzen der Neuen Jahrbücher mit dem langen Titel: „Die klassische Philologie als Schulwissenschaft" (II [1898] S. 241—261) und „Vom Gymnasium der Zukunft" (VI [1900] S. 305—324); der zweite ist zugleich eine Kritik des Wilamowitz'schen Gutachtens (s. Anm. 106). — Ich kann auch hier nur sagen, dass ich mich freue viele einzelne und manche Grundanschauungen mit Immisch zu teilen. Das herausfordernd Verkehrte, was er über Homer sagt, möchte ich lieber durch die That als durch unmittelbare Polemik widerlegen.

105. (S. 133.) Der Versuch, dies auf das Gebiet der Sprache anzuwenden, ist das Thema meiner Schrift „Grammatica militans" (1898).

106. (S. 134.) „Der griechische Unterricht auf dem Gymnasium", ursprünglich als Manuskript gedruckt, jetzt leicht zugänglich in den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts" vom Juni 1900 (Halle a. S. 1901) S. 205—217. Für die Beurteilung verweise ich aufser auf die in Anm. 104 und 107 angeführten Schriften auch auf meine Recension in der Wochenschrift für klass. Philologie 1900 Sp. 913—923.

107. (S. 134.) Christian Muff, Humanistische und realistische Bildung (Berlin 1901) S. 83—85. Eine ausführlichere Kritik in ähnlichem Sinne — scharf, sachlich, klar geschrieben — giebt Friedrich Aly, Humanismus oder Historismus (Marburg 1902).

108. (S. 136.) In Pforte, wo es zum guten Ton gehörte dafs ein Primaner die sieben Tragödien des Sophokles bewältigt hatte, haben wir dann vielfach auch Euripides gelesen; das ist ganz etwas andres, als wenn empfohlen wird, die zwei Stücke, über die man unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht hinauskommt, zwischen beiden Dichtern zu teilen.

109. (S. 137.) Eben indem ich dies zu Papier bringe, lese ich mit

einer meiner Primen die Leichenrede des Perikles und freue mich der vielfachen Hilfe, die uns gerade für den Einblick in das Werden von Gedanken der Wilamowitz'sche Kommentar leistet.

110. (S. 137.) Erwin Rohde spricht in einem Briefe, anscheinend der 70er Jahre (bei Crusius S. 70 f.), von dem „unsinnigen Widerspruch, der darin liegt, die klassische Philologie zu einer ‚rein historischen' Wissenschaft im modernsten Sinne zu degradieren — was sie ursprünglich garnicht war und sein wollte —, und doch ihr in den Gymnasien einen Vorzug vor anderen ‚reinen' Historien einräumen zu wollen." Was vorn gesagt ist, steht zu Rohdes Ansicht doch nur scheinbar im Gegensatz.

Berichtigung.

Seite 8 Zeile 13 lies *Lesebuch* statt *Lehrbuch*.

Register.

I.

II.

Druck von G. Bernstein in Berlin.